

Glaube, Zweifel und Gewissheit

Thomas Gerlach
2012

Der Heilige Geist ist kein Skeptiker, nicht Zweifel oder subjektive Ansichten hat er in unsere Herzen geschrieben, sondern verbindliche Aussagen, die gewisser und unerschütterlicher sind als das Leben selbst und alle Erfahrung.

Martin Luther

Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen.

Johann Georg Hamann

Gott verlangt nicht die Unterwerfung des Verstandes, sondern eine verständige Unterwerfung.

Nicolás Gómez Dávila

Gott wird niemals irgendwessen Eigen, der nicht zuerst sein (=Gottes) Eigen geworden ist.

Meister Eckhart

Wenn das Meer alle seine Kraft anstrengt, so kann es das Bild des Himmels gerade nicht widerspiegeln; doch wenn es stille wird und tief, senkt sich das Bild des Himmels in sein Nichts.

Sören Kierkegaard

Der Taube wird die Tanzenden immer für Verrückte halten.

Jorge Bucay

INHALT

Vorwort

Teil I:

Von der Ungewissheit des Denkens und Fühlens

1.	Wege der Vergewisserung	5
2.	Partizipative Vergewisserung	6
3.	Rationale Vergewisserung	9
4.	Funktionale Vergewisserung	10
5.	Sensitive Vergewisserung	12
6.	Historische Vergewisserung	14
7.	Erste Bilanz	16
8.	Und nun?	18

Teil II:

Von der überraschenden Gewissheit des Glaubens

9.	Die paradoxe Entdeckung der Gewissheit	23
10.	Von unbemerkten Verlusten	24
11.	Vom Wegwerfen der Leiter	25
12.	Vom Sich-Erinnern und Wiedererkennen	26
13.	Vom Wandel des Urteilenden	27
14.	Von Gewissheit <i>vor</i> der Erfahrung	28
15.	Vom Begründenden, das nicht begründet wird	30
16.	Von Identität und Gelassenheit	31
17.	Von dem, der in mir an sich glaubt	32
18.	Vom Erkennen und Erkannt-werden	33
19.	Vom Anspruch auf Objektivität	34
20.	Von den „natürlichen“ Erklärungen	36
21.	Warum so und nicht anders?	37
22.	Zweite Bilanz	39

Teil III:

Vom „Bruch“ – und seinen Konsequenzen

23.	Der „Bruch“ und seine Notwendigkeit	41
24.	Folgerungen hinsichtlich der Glaubenden	43
25.	Folgerungen hinsichtlich der Kritiker	44
26.	Folgerungen hinsichtlich derer, die Beweise fordern	46
27.	Folgerungen hinsichtlich der Suchenden	48
28.	Dritte Bilanz	50

Nachwort

Vorwort

Wer heute einen Glauben hat und entschieden vertritt, löst damit Kopfschütteln und Verwunderung aus. Denn dass sich ein religiöser Mensch seiner Sache sicher fühlt, können skeptische Zeitgenossen kaum nachvollziehen. Natürlich kennen sie die Botschaft, die sonntags von den Kanzeln gepredigt wird. Doch wie kann man wissen, ob's wahr ist? Und wie kann einer behaupten, er habe diesbezüglich „Gewissheit“? Wissen gläubige Menschen denn mehr als andere? Haben sie Erkenntnisquellen, über die andere nicht verfügen? Oder reden sie sich bloß ein, sie hätten Gewissheit, weil sie ihre Zweifel verdrängen?

Wenn jemand zwingende Gründe vorweisen könnte, sähe die Sache natürlich anders aus. Ein Wunder vielleicht. Ein unmissverständliches Zeichen. Oder einen Gottesbeweis. Da ließe man mit sich reden. Aber so? Bloß weil's in der Bibel steht, soll man es glauben? Nein. Der moderne Mensch fordert Garantien und belastbare Argumente. Wenn die Glaubenden daraufhin aber keine Beweise vorlegen – und sich ihrer Sache trotzdem sicher sind: Ist das Gespräch dann einfach zu Ende?

Die Fortsetzung gestaltet sich jedenfalls schwierig. Denn es ist nicht einmal klar, wer in dieser Sache wem welchen Nachweis schuldet: Wenn der Zweifler verlangt, der Glaubende solle (ausgehend von den Denkvoraussetzungen und dem Erfahrungshorizont des Zweiflers) den Nachweis führen, dass der Mensch notwendig zur Schlussfolgerung des Glaubens kommen müsse (er möge also den Unglauben als logisch unmöglich und den Glauben als rational unausweichlich demonstrieren), so ist diese Aufgabe unerfüllbar.

Wenn der Glaubende den Spieß aber herumdreht und zeigt, dass er (ausgehend von anderen Denkvoraussetzungen und von einem anderen Erfahrungshorizont) auf überzeugende Weise zur Schlussfolgerung des Glaubens kommen kann – was ist dann? Der Skeptiker bleibt den Nachweis schuldig, dass Gott nicht existiert. Er vermutet das nur. Warum also sollte der Glaubende sich geschlagen geben?

Wenn beide Seiten geschickt argumentieren, wird keiner den anderen widerlegen. Jeder sieht die Beweislast auf der Gegenseite. Und der Ertrag der Diskussion wird nur sein, dass einer sich gegen die Anfragen des anderen immer weiter immunisiert. Es entsteht eine Patt-Situation, mit der zufrieden sein kann, wer bei seiner Meinung bleiben will. Doch was soll ein Mensch tun, der noch keine klare Meinung hat? Dem bleibt nur übrig, sich bei beiden Seiten danach zu erkundigen, wie sie zu ihrer Überzeugung gelangt sind. Er wird den Gläubigen fragen, woher er weiß, was er vertritt, und den Ungläubigen, warum er sich seines Unglaubens so sicher ist.

Der Suchende kann von beiden Seiten Rechenschaft verlangen über Grund und Herkunft der jeweiligen Gewissheit. Und diese Rechenschaft aus christlicher Sicht zu geben, hat sich dieses Buch zum Ziel gesetzt. Es will zeigen, wie Gewissheit im christlichen Glauben möglich ist. Weil es dabei aber sehr auf die Reichweite und die Grenzen menschlichen Erkennens ankommt, sollen unsere Überlegungen von der Frage ausgehen, woher der Mensch seine Überzeugungen eigentlich hat.

T.G.

Teil I:

Von der Ungewissheit des Denkens und Fühlens

1. Wege der Vergewisserung

Stellen sie sich bitte ein Kind vor, das an der Talstation einer großen Seilbahn steht. Dieses Kind ist noch nie mit einer Seilbahn gefahren. Es hat aber große Lust, den Berg kennen zu lernen. Die Verlockung ist groß, in die schwankende Kabine einzusteigen. Aber das Kind sieht auch die Höhe der tragenden Masten. Und es sieht, wie die Gondeln den ganzen Berg hinauf im Wind schwanken. Wie wird nun das Kind die Überzeugung gewinnen, dass die Fahrt ungefährlich ist? Wie erlangt es die nötige Zuversicht? Woher kommt die Gewissheit, dass es sich der Seilbahn anvertrauen kann? Ich sehe fünf mögliche Wege der Vergewisserung:

◆ Das Kind kann an der Talstation Menschen beobachten, die in die Gondeln einsteigen. Es wird an ihren Gesichtern meist Freude und Sorglosigkeit ablesen, wird aber wohl bei niemandem Todesangst erkennen. Das Kind wird bei denen, die mit der Seilbahn Erfahrung haben, großes Vertrauen wahrnehmen und ihre positive Einstellung übernehmen. Denn die Zahl derer, die sich ohne Bedenken dieser Technik anvertrauen, kann das Vertrauen des Kindes wachsen lassen (→ Ich nenne das „*Partizipative Vergewisserung*“).

◆ Das Kind kann sich auch über den technischen Standard der Seilbahn informieren: Über die geprüfte Tragkraft der Seile, über die zu erwartende Windstärke, über die Statik der Masten, die Wartungsintervalle der Motoren, die Schulung des Personals und die statistische Unfallhäufigkeit bei Seilbahnen. Es kann durch kritisches Nachdenken und Nachrechnen zu der vernünftigen Überzeugung gelangen, dass eine Fahrt in der Seilbahn ungefährlich ist (→ Ich nenne das „*Rationale Vergewisserung*“).

◆ Das Kind kann die Seilbahn vorsichtig testen, indem es probierhalber eine leere Gondel besteigt und darin herumhüpft, um sich von der Tragkraft des Kabinenbodens zu überzeugen. Es könnte dann versuchsweise ein kleines Stück mitfahren – nur bis zur zweiten Talstation –, bevor es die große Fahrt auf den Berg wagt (→ Ich nenne das „*Funktionale Vergewisserung*“).

◆ Das Kind kann das tragende Seil betasten, um ein Gefühl für seine Stärke zu bekommen. Es kann an den mächtigen Schrauben rütteln, mit denen das Seil verankert ist. Das Kind kann sich das Fundament der Tragemasten anschauen, kann die Stahlprofile anfassen und mit Steinen dagegen klopfen. Die Massivität der ganzen Konstruktion wird dem Kind Vertrauen einflößen, bis der Eindruck des spürbar „Soliden“, seine Scheu überwunden hat. (→ Ich nenne das „*Sensitive Vergewisserung*“).

◆ Das Kind kann einen alten Arbeiter aufsuchen, der schon beim Errichten der Seilbahn dabei war. Er erzählt dem Kind, wie sein Bautrupps die Verankerungen der Seile 20 Meter in den Fels hineingetrieben und die Fundamente der Masten 15 Meter tief einbetoniert hat. Er hat mit eigenen Augen gesehen, dass stets sorgfältig gearbeitet wurde, er war dabei und hat die Materialien mit eigenen Händen geprüft und verbaut. Er verbürgt sich für die Sicherheit der Bahn und sein Zeugnis beruhigt das Kind. (→ Ich nenne das „*Historische Vergewisserung*“).

Nun versteht es sich von selbst, dass ein Kind die fünf Wege der Vergewisserung nicht bewusst unterscheidet. Und wahrscheinlich wird es sich auch nicht auf einen einzigen beschränken, sondern mehrere Wege miteinander kombinieren. Es wird testen und beobachten, wird anfassen, rütteln und nachdenken. Und dieses „mehrgleisige“ Verfahren ist vernünftig, weil es die Entscheidung auf eine breite Basis stellt.

Was hat das nun aber zu tun mit der oben aufgeworfenen Frage? Ich meine, dass auch die Überzeugungen erwachsener Menschen zustande kommen, indem sie verschiedene Wege der Vergewisserung kombinieren. Und das ist angemessener, als wenn man nur einen Weg für zulässig erklären wollte. Denn jeder ist auf seine Weise „vernünftig“ und vervollständigt das Bild. Wenn ein Erwachsener auf sein bisheriges Leben zurückschaut, wird er darum finden, dass er sich im Laufe der Zeit schon jeder dieser Methoden bedient hat:

Am Anfang stand wahrscheinlich die **„partizipative Vergewisserung“**, weil Kinder die Einstellungen und Überzeugungen ihrer Eltern übernehmen. Was sollen sie auch sonst tun, solange ihnen eigene Erfahrung fehlt? Das Kind sieht, was die Mutter freut, und freut sich mit ihr. Das Kind sieht, dass der Vater etwas fürchtet, und fürchtet sich mit ihm. Was die Mutter tut, wird nachgeahmt. Und was der Vater redet, wird nachgeplappert. Überzeugungen werden einfach übernommen. Und das ist durchaus vernünftig. Denn wer noch keine Zeit hatte, eigene Strategien zu entwickeln, übernimmt erst einmal die Lebensstrategien vertrauenswürdiger Mitmenschen. Dieses Verfahren ist rational und effektiv zugleich, weil das Kind auf diese Weise von dem profitiert, was sich im Leben der Eltern bewährt hat, ohne selbst „Lehrgeld“ zahlen zu müssen.

Doch versteht es sich, dass spätestens der Jugendliche aufhört, „blind“ zu vertrauen. Er beginnt, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. Und dieser kritische Impuls zur **„rationalen Vergewisserung“** ist notwendig. Denn Einstellungen und Überzeugungen, die sich im Leben der Großeltern und Eltern noch bewährt haben, könnten heute in die Irre führen. Die Rahmenbedingungen des Lebens verändern sich. Was früher Erfolg versprach, ist heute vielleicht ein Fehler. Also muss das, was von früheren Generationen übernommen wurde, daraufhin überprüft werden, ob es auch heute noch stimmig und mit gesicherten Erkenntnissen vereinbar ist.

Doch wird man allein durch Grübeln herausfinden, was eine Überzeugung taugt? Nein. Auch die **„funktionale Vergewisserung“** spielt im Werden unserer Weltanschauung eine große Rolle. Denn was in der theoretischen Betrachtung überzeugend aussieht, kann sich im „Praxistest“ als problematisch erweisen. Eine auf Überzeugungen fundierte Lebenseinstellung muss man leben, um zu sehen, wie weit sie trägt. Und ob sie sich bewährt, erfährt man erst, wenn sich aus ihr konkrete Handlungen ergeben.

Wer sich darauf einlässt, beginnt in eine Überzeugung hineinzuwachsen und durchläuft dabei eine Schule der Wahrnehmung: Er lernt, die Dinge anders zu „sehen“ als vorher. Er kommt in Kontakt mit dem Geist, der in einer Weltanschauung waltet. Er atmet ihre Luft. Er gewinnt ein Gespür für ihre Feinheiten. Und vom neuen Standpunkt aus eröffnen sich neue Perspektiven. Denn der Mensch nimmt „von innen“ Dinge wahr, die er „von außen“ nicht bemerkte. Es geschieht **„sensitive Vergewisserung“**, weil der Menschen mit den Fundamenten seiner Überzeugung immer mehr „in Berührung“ kommt.

Daneben kann er sich auch noch mit den Ursprüngen seiner Weltanschauung beschäftigen, mit den Spuren ihrer Entstehung und den historischen Zeugnissen ihrer Gründer. Er studiert dann Dokumente und archäologische Befunde, die das Geschichtsbild seiner Weltanschauung bestätigen, und sucht darin **„historische Vergewisserung“**.

Wie gesagt: Die genannten Wege sind jedem vertraut. Jeder hat sich schon ihrer bedient, um seine Sicht der Dinge zu prüfen, zu korrigieren oder zu bestätigen. Wie verlässlich die einzelnen Wege aber sind und welche Reichweite sie haben, wenn es um Glaubensfragen geht – das gilt es nun im Einzelnen zu untersuchen.

2. Partizipative Vergewisserung

Gewissheit entsteht im Menschen nicht nur durch seine eigene Erfahrung und sein eigenes Nachdenken, sondern auch dadurch, dass er Überzeugungen vertrauenswürdiger anderer Menschen übernimmt und sich zu eigen macht. Nun wird dieser Vorgang gern als „Autoritätsglaube“ abgewertet, weil der mündige Mensch ungern gelten lässt, was auf „Hörensagen“ beruht. Er misstraut Erkenntnissen „aus zweiter Hand“ – und hat Grund dazu. Doch wenn das eingangs erwähnte Kind die Gesichter derer beobachtet, die aus der Seilbahn aussteigen, und aus

ihrem Gesichtsausdruck Rückschlüsse zieht auf die Gefährlichkeit des Seilbahnfahrens – verfährt das Kind dann irrational? Geht es nicht im Grunde sehr vernünftig vor?

Natürlich ist es ein Kennzeichen des „aufgeklärten“ Menschen, sich tapfer seines eigenen Verstandes zu bedienen. Es wäre aber das Kennzeichen eines sehr törichten Menschen, sich ausschließlich des eigenen Verstandes zu bedienen. Denn er würde sich damit um die Chance bringen, von den Erfahrungen, den Fehlern und dem Nachdenken seiner Vorgänger zu profitieren. Er würde darauf bestehen, das Rad noch einmal neu zu erfinden. Und das wäre sehr töricht. Denn die Suche nach tragfähigen Lebensüberzeugungen hat ja nicht erst mit unserer Geburt begonnen. Vor uns haben auch schon kluge Menschen gelebt. Und deren summierte Erfahrung reicht weit über unsere hinaus.

Wir werden deswegen nicht blind übernehmen, was sie sagen. Aber wäre es nicht ziemlich überheblich, die für Narren zu halten, auf deren Schultern wir stehen? Wer nur dem eigenen Denken traut, beraubt sich der Möglichkeit, am Wissen der Menschheit zu partizipieren. Denn er müsste ja streng genommen all die Forschungen, Beweisführungen und Experimente noch einmal nachbauen und nachvollziehen, die schon von anderen durchgeführt wurden. Das kann schon aus Zeitgründen niemand schaffen. Und so ist es legitim, auf das Wissen anderer zurückzugreifen, wenn es sich in deren Leben bewährt hat. Ja, die Partizipation an den Überzeugungen vertrauenswürdiger Anderer, ist der erste Schritt kulturellen Lernens überhaupt. Denn lange bevor ein Mensch in der Lage ist, irgend etwas kritisch zu prüfen, profitiert er schon von den Gewissheiten und den Überzeugungen seiner Eltern.

Das fünfjährige Kind kann nicht wirklich beurteilen, ob eine Fahrt in der Seilbahn gefährlich ist oder nicht. Doch wenn es beim Besteigen der Seilbahn an der Hand der Mutter geht, und die Mutter dabei ruhig lächeln sieht, übernimmt es ihre Gelassenheit und macht sie sich zu eigen. Jeder kann das nachvollziehen. Wenn aber wenig später dasselbe Kind an der Hand der Mutter eine Synagoge betritt, eine Moschee oder eine Kirche, und auch dabei vertrauensvoll Überzeugungen der Mutter übernimmt, sollte das dann plötzlich unvernünftig und problematisch sein?

Ganz im Gegenteil: Der partizipative Weg der Vergewisserung ist nicht gering zu schätzen. Denn es spricht viel für Überzeugungen, die sich von Generation zu Generation über Jahrhunderte hinweg erhalten haben. Schließlich gibt es auch in der Geistesgeschichte Prozesse der Mutation und Selektion. Die Menschheit bringt ständig neue Lebenskonzepte hervor, von denen die meisten nur Moden sind. Weil sie sich als nicht lebbar oder unbegründet erweisen, sortiert die Geistesgeschichte sie bald wieder aus. Sie werden vergessen. Und von stolzen Ideologien findet man bald nur noch literarische Fossilien.

Wenn aber ein Lebenskonzept mehrere Jahrtausende überdauert und sich dabei auch noch weltweit verbreitet, sollte das keine Empfehlung sein? Und wenn bewundernswerte Größen der Geistesgeschichte dann auch noch übereinstimmen mit prägenden Gestalten der eigenen Familie, so dass ein großer Chor in wesentlichen Erfahrungen unisono zusammenstimmt – darf dann die einhellige Gewissheit kluger und bewährter Menschen unsere Gewissheit nicht stützen?

Natürlich ist der Einwand berechtigt, dass auch ein Konsens vieler Stimmen nichts „beweist“. Genau dieser Teil der Menschheit könnte in kollektivem Wahn befangen sein. Die Einsichten anderer werden darum eigene Einsicht nie ersetzen. Doch bleibt es vernünftig, dem Urteilsvermögen und dem Erfahrungsschatz anderer Menschen Gewicht beizumessen. Denn wenn das Denken zur Vernunft kommt, wird es der Grenzen gewahr, die mit der engen Perspektive des Individuums notwendig gegeben sind. Und wenn es dann zu seiner Vergewisserung nach übereinstimmenden oder abweichenden Erfahrungen vertrauenswürdiger Mitmenschen fragt, handelt es genauso rational, wie der Kranke der vor der schweren Operation lieber noch einen zweiten Arzt konsultiert, oder der Brückenbauer, der die Berechnungen seines Statikers durch einen zweiten Statiker prüfen lässt. Vier Augen sehen mehr als zwei. Wer sich nicht allein für klug hält, tut darum gut daran, die Meinung vertrauenswürdiger Mitmenschen in seine Überlegungen einzubeziehen.

Doch: Ist das nicht „unwissenschaftlich“ gedacht? Erliegen wir dabei nicht einer Suggestion von Verlässlichkeit? Tatsächlich muss eine Überzeugung nicht wahr sein, bloß weil sie sich

lebenspraktisch bewährt hat. Sie könnte auch ein lebensdienlicher Irrtum sein. Was sich bewährt, wurde nicht widerlegt. Aber was nicht widerlegt wurde, kann darum noch nicht als bewiesen gelten. Die betreffenden Aussagen können nur vorläufige Gültigkeit beanspruchen. Und doch sind es gerade die „strengen“ Naturwissenschaften, die dem Prinzip der Bewährung größte Bedeutung beimessen und ausgiebig davon Gebrauch machen. Denn die Naturwissenschaften bilden ständig Hypothesen, deren Gültigkeit nicht von Anfang an feststeht, sondern denen erst nach langer Bewährung und Erprobung eine vorläufige Gültigkeit zuerkannt wird. Die meisten dieser naturwissenschaftlichen Hypothesen sind kurzlebiger als die weltanschaulichen Moden der Geistesgeschichte. Denn wenn im Experiment nicht eintritt, was die Hypothese erwarten ließ, gilt sie als erledigt. Und nur die Hypothesen, die lange nicht widerlegt werden, weil sie den experimentellen Befund immer wieder treffend vorhersagen und erklären, finden (je länger je mehr) Anerkennung.

Aber sind sie damit bewiesen? Haben sie sich nicht bloß bewährt? Natürlich gilt Letzteres. Wenn aber naturwissenschaftlich „bewährte“ Hypothesen häufig wie ewige Gewissheiten präsentiert werden (bloß weil noch keiner das Experiment gemacht hat, das sie zu Fall bringt), warum sollen dann Glaubensüberzeugungen, die sich schon viel länger bewähren, wegen fehlender Beweise als „unwissenschaftlich“ gelten?

Ein schwerer Einwand gegen die partizipative Form der Vergewisserung erhebt sich von ganz anderer Seite. Denn wir partizipieren nicht gleichmäßig am Erfahrungsschatz aller Menschen, sondern vornehmlich am Erfahrungsschatz der Menschen in unserem Kulturkreis. Und die Überzeugungen, die dort als bewährt gelten und Vertrauen genießen, werden in anderen Kulturkreisen von einer Mehrheit ebenfalls kluger und erfahrener Menschen rigoros abgelehnt. Wenn aber unvereinbare Gewissheiten gegeneinander streiten, und uns die eine nur darum stärker beeindruckt, weil uns ihre Vertreter näher stehen, wie kann deren Votum dann argumentativ ins Gewicht fallen?

Gewöhnlich wird dieser Einwand in die Form eines gedanklichen Experimentes gebracht: „Wäre ich nicht in Europa, sondern in Indien geboren worden, so würde ich glauben, was die Inder glauben. Mein Weltbild ist also bloß Zufall. Es beruht nicht auf stichhaltigen Gründen, sondern nur auf meiner kulturellen Prägung.“

Man kann dieser Argumentation begegnen, indem man ihr einen Denkfehler nachweist. Man sagt: „Wärst du nicht in Europa, sondern in Indien geboren worden, wärst du nicht „du“, sondern ein Anderer. Ein Anderer würde glauben, was die Inder glauben. Denn du bist ja nicht „du“ ohne deine persönliche Geschichte, die sich aus Herkunft, Elternhaus, Sprache, Bildung und Zeitgenossenschaft zusammensetzt, sondern du bist „du“ nur durch diese Geschichte. Subtrahierst du von dir deine Biographie (die es in Indien nicht gegeben hätte), bleibst nicht „du“ übrig, sondern etwas völlig Unbestimmtes. Ein Anderer würde also dort geboren. Wenn aber ein Anderer in Indien etwas Anderes glauben würde – was geht dich das an? Und warum sollte es dich irritieren?“

Das Gedankenspiel ist in der dargestellten (ungeschickten) Form tatsächlich ohne Belang. Doch dahinter steht eine Überlegung, die den Wert der partizipativen Vergewisserung erheblich mindert: Beziehe ich in meine Betrachtung nicht nur die vertrauenswürdigen Personen ein, die ich aufgrund meiner kulturellen Prägung kenne, sondern auch die, die ich theoretisch kennenlernen könnte, so ist in diesem erweiterten Kreis von Zeugen kein Konsens mehr festzustellen. Die Angehörigen fremder Kulturen, die ich bei näherer Bekanntschaft wohl nicht für weniger klug, erfahren und vertrauenswürdig halten würde als die Angehörigen meiner eigenen, vertreten Überzeugungen, die sich bei ihnen seit Jahrhunderten bewähren, und die doch mit den Überzeugungen, an denen ich partizipiere, nicht vereinbar sind. Wer aber würde dadurch nicht mindestens irritiert?

Auch das Kind vor der Seilbahn wäre verunsichert, wenn es beobachten müsste, dass ein Teil der Passagiere fröhlich plaudernd die Gondel besteigt, während ein anderer Teil nur weinend, zitternd und widerwillig diesen Weg geht. Und um so dringlicher würde das Kind nach anderen Wegen suchen, sich Gewissheit zu verschaffen.

3. Rationale Vergewisserung

Der als „rational“ bezeichnete Weg der Vergewisserung greift auf drei Quellen der Erkenntnis zurück:

A ♦ Eine Erkenntnis kann sich den Erfahrungen und Beobachtungen verdanken, die ich mit eigenen Sinnen gemacht habe.

B ♦ Aus gesicherten Voraussetzungen kann sich mit Notwendigkeit eine Schlussfolgerung ergeben, die dann (wegen ihrer logischen Unausweichlichkeit) als ebenso „gesichert“ gilt, wie die Voraussetzungen.

C ♦ Etwas kann mir schon vor allem Erfahren und Schlussfolgern gewiss sein, weil es zu den Voraussetzungen des Erfahrens und Folgerns gehört und meinem Denken eingestiftet ist.

Die erstgenannte Quelle der Erkenntnis erfreut sich der allgemeinsten Anerkennung. Denn der Mensch glaubt gern, was er mit eigenen Augen sehen kann. Und er hält dabei seine Wahrnehmung für ein untrügliches Abbild der äußeren Wirklichkeit. Doch ist die Naivität dieser Annahme längst erwiesen: Jede optische Täuschung zeigt, wie Sinneswahrnehmungen uns trügen können. Träume können Sinneswahrnehmungen enthalten, die sehr realistisch scheinen. Und vor allem ist zweifelhaft, ob das Instrumentarium unseres Erkennens seinem Gegenstand angemessen ist. Ob die Dinge „an sich“ so sind, wie sie „für mich“ zu sein scheinen – und ob sie jenseits meiner Wahrnehmung überhaupt existieren –, kann mit gutem Grund angezweifelt werden.

Die zweite Quelle der Erkenntnis, das logische Schlussfolgern, glänzt mit sozusagen mathematischer Genauigkeit. Denn hier nutzt man ein Verfahren, dem jeder denkende Mensch zustimmen muss. Vergessen wird aber gern, dass Schlussfolgerungen immer nur so gut sein können, wie ihre Prämissen verlässlich sind. Denn streng genommen fördert das logische Schließen nicht neue Erkenntnisse zu Tage, sondern deckt nur Erkenntnisse auf, die in den Voraussetzungen bereits enthalten sind. Schlussfolgerungen sind nur so viel wert, wie die Voraussetzungen, aus denen man sie ableitet. Woher aber sollen diese Voraussetzungen kommen, wenn nicht aus der Sinneswahrnehmung, die (siehe oben) trügen kann?

Mit der dritten Quelle des Erkennens scheint es besser zu stehen, denn was dem Erfahren und Reflektieren vorausgeht, kann von den entsprechenden Fehlerquellen nicht belastet werden. Dass der Mensch in räumlichen, zeitlichen und kausalen Zusammenhängen denkt, scheint tatsächlich kein Ergebnis von Erfahrung, sondern eine Voraussetzung aller menschlichen Erfahrung zu sein. Doch bedeutet das zugleich, dass wir dieses Instrumentarium unseres Erkennens keiner Prüfung unterziehen können.

Es ist die Brille, durch die wir alles wahrnehmen, weil wir ohne diese Brille gar nichts wahrnehmen könnten. Wir können sie auch nicht probeweise absetzen, um zu prüfen, ob sie uns das Bild der Wirklichkeit vielleicht verzerrt. Wenn wir das aber nicht prüfen können, mit welchem Recht verlassen wir uns dann darauf, dass Raum, Zeit und Kausalität „wirklich“ sind? Wenn wir das aber nicht wissen – was wissen wir dann überhaupt?

Man sieht: Unbezweifelbar ist streng genommen gar nichts. Sicheres Wissen ist dem Menschen nicht gegeben. Denn auch das Offenkundigste könnte theoretisch ein Traum sein – oder die Vorspiegelung eines hinterlistigen Dämons. Man muss deshalb nicht jedem Zweifel nachgehen, der möglich ist. Der evolutionäre Erfolg unserer Spezies scheint ja zu beweisen, dass das menschliche Erkenntnisvermögen den lebenspraktischen Zwecken gut angepasst und insofern einigermassen zuverlässig ist.

Nur darf man die Reichweite dieses Erkenntnisvermögens nicht überschätzen. Denn die durch Sinneswahrnehmungen und Schlussfolgerungen gewonnene Erkenntnis ist beschränkt: Erstens erreicht sie immer nur Grade der Wahrscheinlichkeit. Sicheres Wissen haben wir nie. Zweitens kann der Mensch schon aus Mangel an Zeit und Gelegenheit vieles nicht überprüfen (selbst wenn es grundsätzlich überprüfbar wäre). Und drittens erreichen wir Erkenntnis nur hinsichtlich bestimmter Lebensbereiche, während sich andere dem Zugriff ganz oder teilweise entziehen:

- Auf die **Vergangenheit** haben wir keinen Zugriff, weil sie vergangen (= nicht mehr) ist. Und was nicht mehr ist, kann natürlich kein Gegenstand unmittelbarer Erfahrung sein. Es muss aufgrund von Indizien erschlossen werden. Und die kann man falsch interpretieren.
- Auf die **Zukunft** haben wir keinen Zugriff, weil sie künftig (= noch nicht) ist. Und was noch nicht ist, kann kein Gegenstand unmittelbarer Erfahrung sein. Prognosen sind aber schon deshalb unsicher, weil sie einen gleichförmigen Verlauf der Geschichte voraussetzen (von dem man nicht ohne weiteres ausgehen kann).
- Der **Sinn der Gegenwart** entzieht sich rationalem Erkennen, weil der Sinn eines kleinen (Zeit-)Teiles nur im Zusammenhang des großen Ganzen beurteilt werden kann. Er ist abhängig vom Kontext der Gesamtgeschichte, die kein Mensch überblickt.
- Das **Seelenleben anderer Menschen** entzieht sich meinem Erkennen, weil ich nicht in sie hineinschauen kann. Selbst wenn sie sich erklären, hat man keine Garantie dafür, dass sie sich selbst richtig verstehen.
- Das **eigene Ich** entzieht sich der Beobachtung, weil es das Subjekt ist, das die Beobachtung durchführt und dabei nie sich selbst als Objekt in den Blick bekommt. Es ist wie eine Kamera, die man auf alles richten kann, außer auf die Kamera.
- **Gott in seiner Transzendenz** entzieht sich rationalem Forscherdrang, denn schon der Begriff „Gott“ schließt ein, dass der damit Gemeinte den menschlichen Horizont übersteigt. Könnten wir ihn verstehen und erfahren, wie wir Bestandteile dieser Welt verstehen und erfahren, wäre er ein Stück Welt – und schon deshalb nicht Gott.
- Das **moralische Urteil** entzieht sich einer rationalen Herleitung, weil sich aus der Feststellung von Sachverhalten nie ein zwingendes „Sollen“ ergibt.
- Der **Grund seines Lebens** bleibt dem Mensch verborgen, denn die Vernunft gibt keine Auskunft darüber, warum überhaupt etwas ist – und nicht etwa nichts (das Nichts würde sich von selbst verstehen!).
- Und das **Ziel des Sterbens** lässt sich auch nicht erhellen, weil dazu eine Kenntnis des Todes erforderlich wäre, die den Lebenden auf Grund ihrer Lebendigkeit versagt ist.

Die Liste der menschlichen „Wissenslücken“ ließe sich noch erheblich erweitern. Doch entscheidend ist, ihre Tragweite zu erfassen. Denn durch diese Lücken geraten nicht nur die genannten Themenbereiche in problematisches Licht, während andere Bereiche getrennt betrachtet werden könnten. Sondern tatsächlich werden auch die scheinbar „klaren“ Erkenntnisse des Menschen ins Zwielflicht gezogen, wenn so viele offene Fragen ihren Kontext bilden. Auch die Bedeutung des Offensichtlichen kann im Zusammenhang des Dunklen nicht offensichtlich sein. Und so ist die Reichweite rationaler Vergewisserung viel geringer, als gemeinhin angenommen wird: *„Es ist möglich, dass es wahrheitsgemäße Beweisführungen gibt, das ist jedoch nicht gewiss. Daher beweist dies nichts weiter, als dass es nicht gewiss ist, dass alles ungewiss sei.“* (Blaise Pascal)

Wer ausschließlich den rationalen Weg der Vergewisserung für legitim hält, kommt an diesem Punkt in Schwierigkeiten. Denn er muss jede Überzeugung für „erschlichen“ halten, die sich nicht aus „gesicherten Fakten“ ableiten lässt. Wenn es diese Fakten aber gar nicht gibt, was will der Rationalist dann folgern? Tatsächlich ist die rationale Vergewisserung nur ein Weg, der durch andere ergänzt werden kann. Und auf diesen anderen Wegen ist die Menschheit auch munter unterwegs.

4. Funktionale Vergewisserung

Man kann über den Kauf einer Jacke viel nachdenken. Man misst dann den eigenen Brust- und Bauchumfang, die Armlänge und die Kragenweite. Man vergleicht das Ganze mit den Angaben im Katalog und kommt zu dem Schluss, dass die Sondergröße 126 ½ passen müsste. Man kann aber auch in den Laden gehen, in die nächstbeste Jacke schlüpfen, die gut aussieht, mit den Armen rudern und schauen, wie sich das anfühlt. Dieses zweite Verfahren nenne ich „funktionale Vergewisserung“. Und ich meine, dass es der abstrakteren Methode des „Berechnens“ in

vielen Fällen überlegen ist. Denn wenn die einzukalkulierenden Faktoren zahlreich sind, dauert das „Berechnen“ oft länger und führt zu weniger verlässlichen Ergebnissen als das schlichte Ausprobieren nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum.

Auch Weltanschauungen können so einem „Praxistest“ unterzogen werden. Und ich vermute, dass mehr Menschen ihre Überzeugungen auf praktische Erfahrung gründen als auf philosophische Argumente. Denn sie vergewissern sich funktional. Und wenn sie dabei mit einer Lebenshaltung gute Erfahrungen machen, lassen sie sich von theoretischen Einwänden kaum mehr verunsichern. Sie haben eine weltanschauliche Jacke gefunden, die ihnen passt. Und wenn ein Schneidermeister behauptet, diese Jacke dürfe ihnen nach Maß und Elle gar nicht passen, lachen sie ihn zu Recht aus. Denn warum soll man einer Welt- und Selbstdeutung misstrauen, wenn sie leistet, was wir von ihr erwarten?

„Wer heilt, hat Recht“ sagt mancher – und unterwirft damit Schulmedizin und Homöopathie einem funktionalen Kriterium. Warum sollte man also Entsprechendes nicht auch auf Weltanschauungen und Religionen anwenden? Dass dabei die Frage nach der Wahrheit in den Hintergrund tritt, ist nicht zu leugnen. Doch muss man nüchtern sehen, was jenseits der gelehrten Diskurse weltanschauliche Praxis ist: Eine Welt- und Selbstdeutung leuchtet dem Menschen ein, wenn sie leistet, was sie leisten soll – indem sie nämlich...

- die ihm bekannten Tatsachen und Erfahrungen plausibel erklärt
- Antworten auf seine wichtigsten Fragen enthält
- ihm eine annehmbare Rolle in der Welt zuweist
- ihm orientierende Ziele und Maßstäbe an die Hand gibt
- und sich in seinem Leben und Handeln als tragfähig erweist.

Weltanschauungen sind nicht zweckfrei, weil eine schlüssige Interpretation des eigenen Daseins für den Menschen kein Luxus ist, sondern eine praktische Notwendigkeit. Ohne ein Sinnsystem kann sein seelischer Haushalt nicht funktionieren. Darum stehen hinter der Suche nach plausiblen Lebenskonzepten handfeste Bedürfnisse, die gut oder weniger gut befriedigt werden:

➔ Der Mensch ist ein moralisches Wesen, das zwischen „gut“ und „böse“ unterscheidet und über ein (mehr oder weniger empfindsames) Gewissen verfügt. Durch normgerechtes oder normwidriges Verhalten kann sein Selbstwertgefühl erheblich gewinnen oder verlieren. Darum hat der Mensch das Verlangen, sein Verhalten in den Horizont „letzter Instanzen“ zu stellen und an ihnen verlässlich zu orientieren. Ohne Gewissheit in seinen Überzeugungen gelingt ihm das nicht.

➔ Der Mensch ist Mächten, Einflüssen und Ereignissen ausgesetzt, die sich seiner Kontrolle entziehen. Und die immer wieder schmerzlich erfahrene Übermacht des anonymen, willkürlich verfahrenen Schicksals belastet ihn. Gern würde er etwas entgegensetzen. Gern würde er den Gegner verstehen oder sich mit ihm verbünden. Der Mensch möchte das Prinzip kennen, das über sein Schicksal regiert, denn dann kann er sich dazu verhalten und belastende Lebensereignisse besser bewältigen.

➔ Der Mensch scheitert häufig und stößt an Grenzen, hat dabei aber trotzdem das Bedürfnis, ein positives Selbstwertgefühl aufrecht zu erhalten. Dazu ist es notwendig, das eigene Dasein in etwas zu verankern, das den Wechselbädern von Erfolg und Versagen nicht unterliegt. Das kann seine gottgegebene Würde sein, sein Beitrag zum Klassenkampf oder ein rassistisches Gefühl der Überlegenheit. Entscheidend ist nur, dass es dem Selbstwertgefühl des Menschen eine solide Grundlage verleiht.

➔ Nicht zuletzt hat der Mensch ein Interesse an möglichst schlüssigen Antworten auf die großen Menschheitsfragen, die er nicht gut offen lassen kann (Woher komme ich? Wohin gehe ich? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?). Der Mensch hat ein großes Verlangen nach „Weltklärung“, fühlt sich „wissend“ sehr viel wohler – und für das Leben besser gewappnet.

Die hier genannten Motive ließen sich vermehren und entfalten. Doch ist die entscheidende Frage nicht, ob es weltanschauliche und religiöse Bedürfnisse des Menschen gibt (es gibt sie ganz offensichtlich!), sondern was daraus, dass es sie gibt, positiv oder negativ für den Wahrheitsanspruch weltanschaulicher Systeme gefolgert werden kann:

Reicht die Beobachtung, dass Weltanschauungen eine Funktion erfüllen, aus, um sie zu entlarven und umzustürzen? Ist diese Beobachtung geeignet, um den Wahrheitsanspruch dieser Weltanschauungen zu stützen und zu begründen? Oder stimmt am Ende keines von beiden? Kritiker verweisen gern auf die oben genannten Bedürfnisse, um religiöse Überzeugungen unter den Verdacht zu stellen, sie verdankten sich allein diesen Bedürfnissen. Sie suchen dann das Geheimnis der Religion in ihrer Funktion, Menschheitsfragen zu beantworten, Schwächen zu kompensieren, Trost oder Hoffnung zu spenden. Religion wird „erklärt“ aus dem emotionalen Gewinn, den sie den Gläubigen bringt – und gilt damit als entzaubert und widerlegt. Doch dazu muss dreierlei gesagt werden:

(a) Warum soll eine Überzeugung als widerlegt gelten, bloß weil sie den Bedürfnissen des Menschen entgegenkommt und evtl. sein Wohlbefinden steigert? Würden die Kritiker es umgekehrt als Beweis für die Wahrheit einer Weltanschauung gelten lassen, wenn sie den, der sie sich aneignet, von Herzen unglücklich macht? Nur ein krankhafter Pessimist wird annehmen, eine gute Nachricht müsse falsch sein – bloß weil sie gut ist. Und nur ein naiver Optimist wird annehmen, eine schlechte Nachricht müsse falsch sein – bloß weil sie schlecht ist. Was trägt das Ganze also aus?

(b) Es wäre leicht, den Verdacht umzukehren, und mit gleichem Recht auch den Unglauben der Ungläubigen auf seine verborgene Funktion zurückzuführen und zu „erklären“. Denn Atheisten haben möglicherweise ein tiefes, uneingestandenes Interesse daran, dass es Gott nicht gibt. Sie wollen selbst Herren ihres Schicksals sein. Sie wollen keine moralisch gesetzgebende Instanz über sich dulden. Sie wollen sich nicht mit der eigenen Sünde auseinandersetzen – und schon gar nicht auf Gottes Gnade angewiesen sein. Man braucht nur wenig Psychologie, um Atheisten solche Bedürfnisse zu unterstellen. Aber würde es den Atheismus widerlegen, wenn man nachweise, dass er Bedürfnisse seiner Anhänger bedient?

(c) Wenn religiöse Weltanschauungen menschlichen Bedürfnissen entsprechen, ist das innerhalb der religiösen Weltanschauung leicht zu erklären. Es entspricht ganz ihrer Erwartung. Denn warum sollte ein Schöpfer, der mit seinen Geschöpfen Gemeinschaft haben will, ihnen nicht von Anfang an entsprechende Bedürfnisse ins Herz legen? Hat Gott den Menschen „auf Gott hin“ geschaffen, so ist sein religiöser Drang überhaupt nicht verwunderlich oder entlarvend, sondern es ist dann gerade das Menschlichste am Menschen, dass er Gottes bedarf.

Mit anderen Worten: Wenn ein weltanschauliches System menschlichen Bedürfnissen entgegenkommt, ist das allein noch kein Grund, seine Lehren anzuzweifeln. Umgekehrt gilt aber auch, dass eine Weltanschauung nur deshalb, weil sie gewisse Funktion gut erfüllt, noch nicht wahr sein muss. Für die Wahrheitsfrage ist hier also in keiner Weise etwas zu gewinnen: Ein Mensch wählt seine Überzeugung, wie er eine Jacke wählt. Er probiert sie aus. Und wenn er sich darin wohl fühlt, wird er sie behalten. Er hat sich funktional vergewissert, dass sie ihm passt. Seine Überzeugung erfüllt den Zweck, für den er sie braucht. Und es ist nachvollziehbar, dass er sie künftig allen anderen vorzieht. Ob's aber wahr ist, was er da denkt und glaubt, ist eine völlig andere Frage.

5. Sensitive Vergewisserung

Rationale Vergewisserung erhebt den Anspruch, jedem denkenden Menschen zugänglich zu sein. Denn sie setzt voraus, dass die Regeln der Verstandestätigkeit bei allen Menschen die gleichen sind, und dass im Prinzip auch alle über dieselben Möglichkeiten sinnlicher Wahrnehmung verfügen. Ein logischer Widerspruch ist für jeden vernunftbegabten Menschen ein

Widerspruch. Und die Existenz eines Gegenstandes kann von jedem bestätigt werden, der diesen Gegenstand sieht und anfasst. Überzeugungen, die sich auf greifbare Sachverhalte dieser Art beziehen, gelten als „objektiv“, weil sie jeder überprüfen kann. Doch ist der Bereich der möglichen Wahrnehmungen sehr viel weiter: Manche Wahrnehmungen sind an Voraussetzungen gebunden, die nicht jeder Mensch erfüllt. Und andere können nur in einer bestimmten, nicht reproduzierbaren Situation gemacht werden. Ein Beispiel für den ersten Fall sind große Weinkenner, die ihre Geschmacksnerven über viele Jahre trainiert und verfeinert haben, so dass sie bei einer Weinprobe nicht nur Rebsorten, sondern auch Herkunftsregionen und Jahrgänge mit erstaunlicher Genauigkeit unterscheiden können. Für Menschen, denen die entsprechende Schulung fehlt, schmecken die Weine vielleicht ganz gleich. Und doch würde niemand behaupten, dass es die Unterschiede zwischen ihnen nicht gäbe, bloß weil er selbst sie nicht schmecken kann.

Ein Beispiel für den zweiten Fall ist der Bergsteiger, der nach Tagen einsamer Wanderung im Himalaja den Yeti trifft, jenes geheimnisvolle Wesen, das viele Menschen für eine Legende halten. Vielleicht steht unser Bergsteiger dem Yeti Auge in Auge gegenüber, so dass es für ihn gar keinen Zweifel mehr geben kann, dass dieses Wesen existiert. Und doch werden seine Wahrnehmungen und Erzählungen, wenn er später ins Basislager zurückkehrt, keine „Objektivität“ beanspruchen können. Denn für andere Menschen handelt es sich um bloße Behauptungen, die nicht zu überprüfen sind, solange sich die Begegnung mit dem Yeti nicht reproduzieren lässt.

Es ist also bei weitem nicht so, dass alle Menschen dieselben Wahrnehmungen hätten oder haben könnten. Denn manchen fehlt das nötige Sensorium – und anderen die Gelegenheit. Doch wenn manche Wahrnehmungen nicht von allen Menschen, sondern nur von einigen gemacht werden – sind sie deswegen unreal? Und werden sie für den, der sie macht, weniger beweiskräftig sein, bloß weil andere nicht dasselbe erfahren?

Nein! Vielmehr wird er diejenigen, die zu einer bestimmten Wahrnehmung nicht gelangt sind, einladen, sich auf den Weg zu machen, den er auch gegangen ist, und dieselbe Schulung zu durchlaufen, die er durchlaufen hat, damit sie hinterher in der Lage sind, seine Erfahrung mit ihm zu teilen. Der Betreffende selbst hat sich seiner Überzeugung sensitiv vergewissert. Er ist mit einem Teil der Wirklichkeit in Kontakt gekommen, den die anderen noch nicht kennen. Und er wird sich bemühen, diese Möglichkeit auch ihnen zu eröffnen.

Wenn es sich nun aber mit dem, was man „religiöse Erfahrung“ nennt, genauso verhält? Wenn der, der sich auf einen religiösen Weg und eine entsprechende Schulung einlässt, dabei sein inneres „Sensorium“ verbessern kann, bis ihm Wahrnehmungen möglich sind, die andere nicht haben? Das bedeutete dann, dass keineswegs jeder Mensch in der gleichen Situation das Gleiche sieht, sondern dass jeder nur das sieht, was er zu sehen gelernt hat. Und so verhält es sich in der Tat.

Nehmen wir an, eine Gruppe von Wanderern kommt an eine mächtige alte Dorflinde. Wenn sie dort stehen bleiben und den Baum betrachten, sieht dann jeder dasselbe? Ich behaupte: Nein! Denn wenn ein Bildhauer unter den Wanderern ist, dann sieht er in der alten Linde vor allem ausgezeichnetes Material zum Schnitzen – und vielleicht steht vor seinem inneren Auge schon die Statue, die er aus diesem Stamm herausarbeiten könnte.

Wenn ein Historiker dabei ist, dann sieht er eine Gerichtslinde vor sich, die geschichtliche Bedeutung hat, weil unter solchen Linden im Mittelalter Recht gesprochen wurde. Ist ein Busunternehmer in der Gruppe, so sieht er ein Naturdenkmal, das touristisch erschlossen werden könnte, wenn man daneben einen Biergarten anlegen würde.

Der Biologielehrer unter den Wanderern sieht in der Linde einen großen Pflanzenorganismus mit interessanten Spuren von Pilzbefall. Der Hobby-Maler sieht ein herrliches Motiv für eine Landschafts-Idylle, die er gern in Aquarell-Technik ausführen würde.

Und wenn ein Kind dabei ist, dann sieht es wahrscheinlich ein tolles Klettergerät, an dessen Ästen man eine Schaukel aufhängen könnte. Wenn das Kind aber kein Naturdenkmal sieht, kein Schnitzmaterial und keine Gerichtslinde, liegt das dann daran, dass der Baum dergleichen nicht ist, oder nur daran, dass das Kind das, was der Baum ist, nur noch nicht zu sehen gelernt hat? Natürlich ist Letzteres der Fall. Dem Kind entgehen Dimensionen der Wirklichkeit, die

der Busunternehmer, der Bildhauer und der Historiker sehen, während umgekehrt den Erwachsenen entgeht, was für Kinderaugen offensichtlich ist. Jeder von ihnen macht in seiner Wahrnehmung „subjektive“ Erfahrungen, die die anderen nicht oder nur zum Teil nachvollziehen können. Und doch ist nichts davon „irreal“, sondern es ist für die jeweilige Person völlig ausreichend, um zweifelsfreie Überzeugungen darauf zu gründen. Wenn es aber so ist, könnte dann „glauben“ heißen, dasselbe zu sehen, wie die anderen, es aber „mit anderen Augen“ zu sehen, und darum mehr zu sehen als die anderen? Vieles ist klar, was nicht jedem klar ist. Vieles ist wahr, was nicht jeder merkt. Darum kann die Wahrnehmung des Glaubenden ihm Gewissheit schenken, auch wenn er sehr bedauert, diese Wahrnehmung nur eingeschränkt kommunizieren zu können. Er wird nicht erwarten, dass Andere um seiner Erfahrung willen glauben müssten. Und doch ist der Fall für den Betroffenen selbst klar: Er wird die Welt- und Selbstdeutung, deren er sich „sensitiv“ vergewissert hat, nicht als eine Ideologie ansehen, die er den Dingen überstülpt und aufzwingt, sondern wird sie stets für das Geheimnis halten, das längst in den Dingen verborgen lag, bevor es sich ihm erschloss.

Die Differenz zwischen den Weinsorten war auch schon da, bevor mein Gaumen sie wahrzunehmen lernte. Ebenso ist das Heilige in der Welt gegenwärtig, auch wenn viele Menschen noch keine wachen Sinne dafür haben. Sind die Sinne aber einmal wach und geschärft, sieht der Mensch sich überführt und überwunden – und muss sich im Nachhinein mühsam klar machen, dass andere wirklich nicht sehen können, was er sieht, weil sie es noch nicht zu sehen gelernt haben. Beweise hat er ihnen nicht zu bieten. Denn an der inneren Erfahrung des Mitmenschen kann man nur sehr eingeschränkt teilhaben. Aber hat Pascal nicht Recht?:

„Es ist ebenso unnütz und ebenso lächerlich, dass die Vernunft vom Herzen Beweise für seine ersten Prinzipien verlangt, wenn sie ihnen zustimmen will, wie es lächerlich wäre, dass das Herz von der Vernunft ein Gefühl für alle Lehrsätze verlangte, die diese beweist, wenn es sie annehmen will.“

Ein Wermutstropfen bleibt es freilich, dass sensitive Vergewisserung immer mit persönlich-emotionalem Engagement verbunden ist: Die Erfahrungen, um die es dabei geht, macht man nicht, wenn man wie ein Nichtschwimmer vom Beckenrand aus ins Wasser schaut. Springt man aber hinein, verliert man genau dadurch die kritische Distanz, die zur nüchternen Bewertung des Erfahrenen erforderlich wäre. Der persönlich Engagierte und Involvierte wird darum auf die Frage, ob er diese Erfahrungen vielleicht nur gemacht hat, weil er sie unbedingt machen wollte, nie eine zweifelsfreie Antwort geben können. Und der nicht Engagierte muss sich des Urteils enthalten, weil er das, wovon die Rede ist, gar nicht kennt.

6. Historische Vergewisserung

Historische Tatbestände sind nicht für alle Weltanschauungen von gleicher Bedeutung. Und doch ist fast jede mit einem bestimmten Bild der Geschichte verknüpft. Marxismus lässt sich nicht denken ohne eine Geschichte der Klassenkämpfe. Und Sozialdarwinismus nicht ohne eine Geschichte evolutiver Prozesse. Der Islam fußt auf dem, was Mohammed einst in Mekka und Medina erlebte. Das Christentum beruht auf dem Leben und der Lehre Jesu. Das Judentum ist nicht denkbar ohne den Auszug Israels aus Ägypten. Und selbst Kapitalismus und Materialismus versuchen ihr Weltbild an Daten der Geschichte zu bewahrheiten, denn ohne Rückgriff auf die Vergangenheit lässt sich die Gegenwart schwerlich deuten.

Wer Weltanschauungen prüfen möchte, bekommt dadurch die Chance, es auf historischem Wege zu tun. Er muss nur die Geschichtswissenschaft daraufhin befragen, ob es denn stimmt, was Religionen und Ideologien behaupten. Ist wirklich passiert, was von Mohammed berichtet wird? Finden Archäologen Beweise für die Wanderung des Volkes Israel? Halten Historiker die Auferstehung Jesu für gut bezeugt? Wie zuverlässig sind die Berichte der heiligen Schriften? Wie war es wirklich? Gibt es gesicherte Fakten?

Viele Menschen leben in der Hoffnung, dass neue Forschungsergebnisse ihnen eines Tages das Wagnis des Glaubens abnehmen. Sie warten auf Beweise. Und manche Autoren machen mit dieser Hoffnung gute Geschäfte, indem sie die sensationelle Enthüllung unterdrückter Tatsachen oder geheimer Texte versprechen. Das Publikum möchte nur zu gern hinter die Legenden

zurückgehen zur historischen Wirklichkeit, um sich dann auf Grund „gesicherter Fakten“ risikolos für oder gegen einen Glauben entscheiden zu können. Die historische Untersuchung soll klären, wie es „wirklich war“. Und je nach Standpunkt wünscht man sich, bestimmte Glaubensüberzeugungen würden dadurch gestützt – oder gestürzt. Aber ist geschichtliche Forschung dazu in der Lage? Ist es ihre Aufgabe weltanschaulichen Streit zu schlichten? Zweifel sind angebracht:

- Geschichtswissenschaft beschäftigt sich mit dem, was vergangen und insofern „nicht mehr“ ist. Was aber nicht mehr ist, kann nicht Gegenstand einer unmittelbaren Prüfung sein. Es muss aus Indizien erschlossen werden. Und die kann man immer richtig oder falsch interpretieren, so dass eine Interpretation zwar als mehr oder weniger wahrscheinlich, aber nie als endgültig „gesichert“ gelten kann.
- Geschichtswissenschaft kann nur mit den Quellen arbeiten, die sie hat. Ob sie aber alle hat, die sie haben müsste, um einen geschichtlichen Sachverhalt richtig zu beurteilen, bleibt unsicher. Vermeintlich „gesicherte“ Ergebnisse können durch neu auftauchende Quellen oder Funde rasch überholt werden. Ein bestimmtes Geschichtsbild hat darum nie endgültige, sondern immer nur vorläufige Geltung.
- Geschichtswissenschaft versteht und rekonstruiert Prozesse der Vergangenheit mit Hilfe von Analogieschlüssen: Was in der Erfahrung der Gegenwart nicht vorkommt, kann sie auch in der Vergangenheit nicht für wahrscheinlich halten. Doch was, wenn sich in der Geschichte „Einmaliges“ und somit „Analogieloses“ ereignet hätte? Die Geschichtswissenschaft könnte es aus methodischen Gründen nicht in den Blick bekommen!
- Geschichtswissenschaft stützt sich auf schriftliche Quellen, deren Autoren von Interessen geleitet wurden. Denn welcher Autor stünde den Entwicklungen seiner Zeit interesselos gegenüber? Quellentexte haben darum in aller Regel eine Tendenz. Sie wollen das Denken des Lesers lenken und berichten nicht ohne zu interpretieren. Was aber Bericht und was Interpretation ist, kann im Nachhinein nicht mit letzter Sicherheit unterschieden werden.
- Der Wert geschichtlicher Quellen unterliegt denselben Zweifeln wie jedes andere menschliche Zeugnis: Der Autor kann sich irren, weil er selbst falsch informiert wurde. Der Autor kann seine Leser bewusst täuschen, weil er bestimmte Absichten verfolgt. Der Autor kann wichtige Informationen weglassen, weil er sie als bekannt voraussetzt. Wenn der Autor weder irrt noch täuscht oder weglässt, kann der Leser ihn trotzdem noch missverstehen. Versteht der Leser ihn aber richtig, und erhält zutreffende Nachrichten, ist dann ausgeschlossen, dass er diese Nachrichten falsch deutet?
- Wenn der Historiker seine Daten nicht nur aneinanderreicht, sondern den inneren Zusammenhang der Ereignisse erhellt, so ist das ein Akt der Interpretation. Und diese Interpretation spiegelt unausweichlich die weltanschauliche Position des Interpreten. Nicht das Bild der Geschichte bringt die Weltanschauung des Historikers hervor, sondern seine Weltanschauung prägt ebenso sehr sein Geschichtsbild. So etwas wie „Objektivität“ kann unter diesen Umständen angestrebt werden. Sie vorauszusetzen, wäre aber naiv. Denn Geschichtsschreibung ist kein ideologiefreier Raum.

Mit anderen Worten: Zu welchem Ergebnis ein Historiker kommt, hängt nicht allein von seinen Quellen ab, sondern auch von den Denkvoraussetzungen, mit denen er an die Geschichte herantritt. Ein Historiker, der Wunder aus weltanschaulichen Gründen für unmöglich hält, wird die Auferstehung Jesu nie als wahrscheinlich ansehen – ganz gleich, wie gut sie bezeugt ist. Und ein marxistischer Historiker wird zweifellos in jeder geschichtlichen Epoche die Grundsätze des Marxismus bestätigt finden. Niemand wird je mit historischen Mittel bewei-

sen, dass Mohammed mit seinem Pferd eine Himmelsreise unternahm. Und erst recht wird niemand beweisen, dass es nicht geschah. Darf man also von Historikern erwarten, dass sie durch historische Betrachtungen weltanschauliche Zweifel beseitigen? Sind sie dafür zuständig? Wohl kaum. Seriöse Geschichtswissenschaft kommt immer nur zu Urteilen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit. Geschichtliche Wahrscheinlichkeit ist aber nicht weltanschauliche Gewissheit – und kann diese auch prinzipiell nicht ersetzen.

7. Erste Bilanz

Es ist Zeit, eine Zwischenbilanz zu ziehen und zusammenzufassen, was über die Reichweite menschlichen Erkennens gesagt werden kann. Gelangt man auf den fünf beschriebenen Wegen zu weltanschaulicher Gewissheit?

Erfahrung und Urteilskraft anderer Menschen können zweifellos hilfreich sein, wenn wir beobachten, worauf die vertrauen, denen wir vertrauen. Die partizipative Vergewisserung stützt sich auf generationsübergreifende Prüfungsprozesse, in denen sich nur wenige Weltanschauungen langfristig bewähren. Doch den Millionen von Menschen, die glauben, was wir glauben, stehen andere Millionen gegenüber, deren Glaube dem widerspricht. Es gibt keinen kulturübergreifenden Konsens. Und es wäre Willkür, das Urteil der weltanschaulichen Partei, die mir vertraut ist, prinzipiell für verlässlicher zu halten, als das der anderen. Gewissheit ist auf diesem Wege also nicht zu erlangen.

Hilft vielleicht die rationale Prüfung weiter? Wenn wir annehmen, dass das Erkenntnisvermögen des Menschen die ihn umgebende Welt nicht ganz verzerrt darstellt, kann uns die rationale Kontrolle helfen, Weltanschauungen auszusortieren, die von vornherein unglaubwürdig sind: Was in sich widersprüchlich oder mit bekannten Tatsachen unvereinbar ist, kann schwerlich Anspruch auf Wahrheit erheben. Doch ist das ein vorwiegend negatives Kriterium: Wir wissen genug, um einige Weltanschauungen als falsch zu erweisen. Wir wissen aber zu wenig, um auf argumentativem Wege eine der verbleibenden Weltanschauungen als wahr zu erweisen. So ergibt die rationale Prüfung durchaus, dass z.B. der christliche Glaube wahr sein kann. Von einigen anderen Weltanschauungen gilt das aber genauso.

Um den Kreis weiter einzuengen, können wir zur funktionalen Prüfung übergehen. Wir stellen fest, welche Überzeugungen leisten, was wir von ihnen erwarten – welche also Trost und ethische Orientierung bereithalten, unsere Stellung in der Welt plausibel beschreiben, Sinn stiften und offene Fragen beantworten. Wir finden auf diesem Weg eine weltanschauliche Jacke, die uns passt. Doch nur weil sie nicht kneift, heißt das noch nicht, dass diese Weltanschauung wahr sein muss. Sie „passt“ vielleicht zu unseren Bedürfnissen. Doch wie das allein kein hinreichender Grund ist, sie als bloßes Wunschbild zu verdächtigen, so ist es auch kein Beweis ihrer Wahrheit.

Lassen wir uns trotzdem auf ein Lebenskonzept ein, können wir damit sensitive Erfahrungen machen. Wir lernen, die Welt aus der entsprechenden Perspektive zu betrachten, schulen unserer Aufmerksamkeit und nehmen Dinge wahr, die uns vorher verborgen waren. Wir entwickeln ein Gespür und machen eindrückliche Erfahrungen. Doch geht das nur in „einführender“ Weise, indem man Denkvorsetzungen des Systems übernimmt. Man muss vorab gelten lassen, was eigentlich noch zu prüfen wäre. Und niemand, der die kritische Distanz aufgegeben hat, kann sicher sein, ob er nicht hinterher aus seinen Erfahrungen herausliest, was er vorher absichtsvoll hineingelegt hat. Sensitive Vergewisserung setzt die Überzeugung schon voraus, die sie zu begründen beansprucht.

Wer sich aber von der historischen Betrachtung eine Klärung verspricht, wird erst recht enttäuscht. Denn geschichtliche Forschung hat immer schon weltanschauliche Prämissen. Sie geht zwar von geschichtlichen Tatbeständen aus. Doch sobald sie die „harten Fakten“ nicht nur aufzählen, sondern einführend verstehen will, überschreitet sie die Grenze zur Interpretation. Vielleicht lässt sie auch dann noch eine Weltanschauung wahrscheinlicher erscheinen als die andere. Doch die Erwartung, die historische Wissenschaft möge sozusagen „von neutralem Boden aus“ Gewissheit in Glaubensdingen schaffen, muss sie – wegen Unzuständigkeit – zurückweisen.

Unsere Bilanz fällt dementsprechend ernüchternd aus: Die fünf genannten Wege der Vergewisserung können weder einzeln noch gemeinsam weltanschauliche Gewissheit begründen. Denn entweder bleiben sie im Vorfeld der jeweiligen Überzeugung – und beweisen lediglich, dass sie wahr sein könnte (rationale Vergewisserung), oder sie setzen ein emotionales „Sich-darauf-einlassen“ bereits voraus (funktionale und sensitive Vergewisserung). Immer gibt es ernst zu nehmende Gegenstimmen, die sich auf gegenteilige Erfahrungen stützen (partizipative Vergewisserung). Und nie steht eine wirklich „neutrale“ Position zur Verfügung, von der aus entschieden werden könnte (historische Vergewisserung). Nie kann sich das Denken selbst bescheinigen, garantiert irrtumsfrei gedacht zu haben. Und nie beweist uns ein Gefühl, dass wir dieses Gefühl zu Recht haben.

So bleiben begründete Zweifel immer möglich. Und ein Wechsel der Weltanschauung würde daran nichts ändern. Denn das unzureichende Instrumentarium menschlichen Erkennens, haben alle Parteien gemeinsam – und bleiben darum auch alle den Beweis für ihre Überzeugungen schuldig. Die Atheisten stehen diesbezüglich nicht besser da als die Buddhisten, die Anthroposophen, die Kommunisten, Nihilisten, Existentialisten, Eudämonisten, Satanisten, Scientologen, Materialisten, Idealisten, Christen, Juden oder Muslime.

Wenn das eigene Erkenntnisvermögen den Menschen aber derart im Stich lässt, was ist dann zu folgern? Müssen wir auf weltanschauliche Orientierung vielleicht ganz verzichten, weil wir sie mit den gegebenen Mitteln nicht ausreichend zu begründen vermögen? Oder sollten wir uns damit bescheiden, bestimmte Überzeugungen einfach „wahrscheinlicher“ und „angenehmer“ zu finden?

Es scheint, dass der Mensch seine hohe technische Kompetenz mit einer erschreckenden weltanschaulichen Inkompetenz verbindet: Er weiß zwar, wie man was „macht“, weiß aber nicht wirklich, was gemacht zu werden wert ist. Und die Not, in die der Mensch dadurch gerät, ist groß. Denn er versucht ja nicht bloß zum Spaß oder aus Neugier die Welt zu verstehen, sondern gezwungenermaßen.

Tatsächlich arbeitet der Mensch aus demselben Grund an einem inneren Abbild seiner Welt wie ein Schiffbrüchiger, der von seiner einsamen Insel eine Karte zeichnet: Er braucht möglichst umfassende Informationen über seine Situation, um situationsgerecht handeln zu können. Und nur situationsgerechtes Handeln hat Aussicht auf Erfolg. Der Mensch muss seine Lage verstehen, um effektiv auf sie einwirken zu können. Wenn es aber so schwer ist, zuverlässige Erkenntnis zu erlangen – ja, wenn es weltanschauliche Gewissheit anscheinend gar nicht gibt – würde man mit dem Handeln dann nicht lieber warten und sich des Urteils enthalten bis man klarer sieht?

Tatsächlich wäre das naheliegend. Auch der Schiffsbrüchige auf seiner Insel würde lieber eine vollständige Karte in Händen halten, bevor er sich auf den Weg macht und riskiert, sich zu verlaufen. Doch das Leben wartet nicht, bis der Mensch die zum Leben erforderlichen Informationen gesammelt hat. Es verlangt unablässig Entscheidungen. Und auch unentschieden zu bleiben ist eine Entscheidung! Darum muss Robinson seine Karte zeichnen, während er schon unterwegs ist. Er muss immerzu handeln – und hoffen, „learning by doing“ Erkenntnisse zu gewinnen, die seine Karte vervollständigen. Seine Vernunft und seine Sinne verraten ihm viel weniger, als er wissen will. Und das ist ärgerlich. Es ist geradezu empörend, wenn man sich als Schauspieler auf der Bühne des Lebens vorfindet, ohne das Drehbuch zu kennen. Aber durch Protest ist nichts daran zu ändern.

Denn der Mensch muss sich für eine Interpretation der Welt entscheiden – und muss sich zugleich darüber im Klaren sein, dass diese Deutung der Wirklichkeit immer auch eine Selbstdeutung des Deutenden einschließen: Während der Mensch seine Welt interpretiert, legt er auch die Rolle fest, die er in ihr zu spielen gedenkt – entscheidet also zugleich über sein Selbstverständnis. Beides hängt unmittelbar zusammen, weil bestimmte Arten der Weltdeutung nur bestimmte Weisen des Selbstverständnisses zulassen, und umgekehrt, bestimmte Selbstverständnisse nur auf dem Hintergrund einer entsprechenden Weltdeutung möglich sind. Der Zusammenhang ist so eng, dass die Fragen „Wie verstehst du die Welt?“ und „Wer bist du?“ nur künstlich voneinander getrennt werden können. Wer über seine Weltanschauung entscheidet, entscheidet zugleich über seine Identität – und umgekehrt.

Wenn das aber klar zu Tage tritt, wird der Mensch die Grenzen der Vergewisserung umso schmerzlicher empfinden. Denn was durch menschliches Erkennen erkannt werden kann, ist schlicht zu wenig, um eine verlässliche Welt- und Selbstdeutungen darauf zu gründen. Eine Deutung muss zustande kommen, denn wer nicht zu einer Deutung seiner eigenen Situation gelangt, wird handlungsunfähig und lebensuntüchtig. Sie kann aber anscheinend nur zustande kommen, wenn der Mensch über Fragen entscheidet, die durch Verstandesgebrauch und Erfahrung nicht zu klären sind. Und eben darin besteht das Dilemma, das den Menschen zum Gefangenen seines eigenen Zweifels macht.

Die ursprüngliche Absicht des Zweifels ist natürlich eine andere – positivere. Der Sinn des Zweifelns ist, das zu erkennen, was dem Zweifel widersteht, und darum verdient, als verlässliche Größe ins Leben eingepflanzt zu werden. Wie bei einer alten Holzbrücke möchte der Zweifelnde die Bohlen prüfen, um dann den Fuß nur auf die tragfähigen zu setzen und die morschen zu umgehen. Wenn der Zweifel aber nichts verschont, weil zuletzt alles gleichermaßen morsch erscheint, muss man dann nicht anfangen am Sinn des Zweifelns zu zweifeln?

Der große Hammer der weltanschaulichen Kritik soll eigentlich dazu dienen, die brüchigen Säulen menschlichen Denkens zu entlarven und die belastbaren zu identifizieren. Doch tatsächlich hinterlässt das Prüfwerkzeug nur Trümmer. Es soll dem Menschen eigentlich sichere Fundamente verschaffen. Am Ende aber hat er keine tragfähigen Fundamente mehr übrig, sondern nur noch den unseligen Hammer, auf den sich erst recht nichts bauen lässt. Er ist weitgehend untauglich, den Dienst der Unterscheidung zu leisten.

Und doch kann der Mensch vom Zweifel nicht lassen. Er ist gefangen in dem Wunsch, sich der Wahrheit denkend zu bemächtigen, und merkt zugleich, dass er sich selbst nicht trauen kann. Er hofft sich durch umfassende Kritik verlässliche Orientierung zu schaffen, und stellt fest, dass er mit genau dieser umfassenden Kritik Orientierung verhindert. Der Mensch sucht etwas, das seinem Misstrauen widersteht. Und doch ist die einzige Wahrheit, die er findet, die, dass er die Wahrheit nicht kennt. Das eigene Denken soll ihm bestätigen, dass er richtig denkt. Und doch ahnt er, dass einem solchen Gutachten in eigener Sache nicht zu trauen ist. **„Ein Werkzeug kann nicht seine eigene Tauglichkeit kritisieren; der Intellekt kann nicht selber seine Grenze, auch nicht sein Wohlgeratensein oder sein Missratensein bestimmen.“** (Nietzsche). Gibt es also keine Gewissheit? Es gibt jedenfalls keine, die menschlicher Geist verschaffen und gewährleisten könnte – keine, die aus seiner Tätigkeit entspringt.

8. Und nun?

Der geschilderte Mangel an Gewissheit ist sehr unbefriedigend. Aber irgendwie muss der Mensch mit dem Defizit an verlässlicher Erkenntnis umgehen. Welche Möglichkeiten gibt es?

1. Verleugnung

Die meisten Menschen bewahren sich ein naives Vertrauen in das Leistungsvermögen ihrer Erkenntnisorgane. Denn entweder haben sie deren peinliche Schwäche nicht bemerkt – oder sie haben sie in ihrer radikalen Konsequenz nicht bemerken wollen. Sie wissen nicht, wie wenig sie wissen, und sprechen von Erkenntnislücken, wo man treffender von einem Totalausfall reden sollte. Sie verlassen sich auf den Alltagsverstand, auf herkömmliche Deutungsmuster und Denkgewohnheiten, auf die öffentliche Meinung und auf „Experten“.

Im Zweifelsfall trauen sie „der Wissenschaft“ zu, das Ungeklärte irgendwann klären zu können, und wollen sich im Übrigen an „Fakten“ halten. Wenn die aber fehlen, neigen sie zur aggressiven Verleugnung des Problems. Die menschliche Vernunft scheitert, ist gekränkt – und rächt sich am Unverstandenen dadurch, dass sie es für irrelevant erklärt.

Man will nicht, dass sich irgendeine Wirklichkeit dem menschlichen Erkennen entzieht. Lässt sich aber den Kreis der Erkenntnis nicht wunschgemäß ausweiten, so bleibt nur übrig, den Kreis des Wirklichen einzuengen. Das „Jenseitige“, das sich dem Zugriff entzieht, wird bestraft, indem man es für nicht existent erklärt. Denn der Mensch kann es schlecht ertragen, dass seine Wahrnehmung Grenzen hat. Und er setzt darum diese Grenzen gern gleich mit den Grenzen des Wirklichen.

Er pocht auf Tatsachen. Und was er mit seinen Begriffen nicht fassen kann, soll auch nicht wert sein, dass man danach fragt. Denn ist etwas „für ihn“ nicht da (für sein Verstehen, seine Sinne, seine Messgeräte), so soll es am Besten überhaupt nicht sein.

Es handelt sich um die verständliche aber sinnlose Reaktion eines Frustrierten. Denn was der Mensch nicht begreift, das verunsichert ihn. Er will alles verstehen, was es gibt. Und er nähert sich diesem idealen Zustand, indem er alles, was er nicht versteht, leugnet. Aber ist dort, wo der Horizont unsere Sichtweite begrenzt, auch schon die Welt zu Ende?

2. Bescheidung

Überzeugender ist der Weg der Bescheidung: Könnte der Mensch nicht einfach hinnehmen, dass es weltanschauliche Gewissheit nicht gibt? Als Bürger erwartet man ja auch nicht, dass in einem Staat vollkommene Gerechtigkeit herrscht. Man wäre mit einer fortschreitenden Annäherung an das Ideal der Gerechtigkeit schon zufrieden.

Auch ein leidender Patient erwartet nicht, die vollkommene Gesundheit seiner Jugend zurückzuerlangen, sondern ist erfreut, wenn er sich nach und nach weniger krank fühlt. Warum also sollte man hinsichtlich des Erkennens auf Maximalforderungen beharren? Kann man sich nicht mit einer Annäherung an das Ideal der Gewissheit bescheiden, indem man die eigene Weltanschauung immerhin „wahrscheinlicher“ findet als andere?

Man muss doch in vielen Lebensbereichen vertrauen, ohne wirklich kontrollieren zu können. Wer Brot kauft, vertraut darauf, dass der Bäcker es nicht vergiftet hat. Wer ein Flugzeug besteigt, vertraut darauf, dass der Pilot zurechnungsfähig ist. Und wer dem Arzt seine Krankengeschichte darlegt, vertraut darauf, dass er sie nicht weitererzählt. Aber „weiß“ man es?

Wir haben in solchen Fällen keine Sicherheit, sondern müssen (und können!) uns mit Wahrscheinlichkeit bescheiden. Wir sind permanent zum Vertrauen genötigt, weil wir für umfassende Kontrollen keine Zeit haben. Wir können nicht an Allem gleichzeitig zweifeln, ohne uns dadurch selbst zu blockieren.

Ist es da nicht vernünftig, wenn der Mensch mit seinen geistigen Kapazitäten ökonomisch umgeht – und auf die Maximalforderung der Gewissheit verzichtet? Darf er sich nicht mit relativer Zuversicht bescheiden, wenn mehr Indizien für seine Weltanschauung sprechen als dagegen?

Man kann die Not der verbleibenden Unsicherheit sogar zur Tugend erklären. Denn wer von nichts allzu sehr überzeugt ist, bleibt im Denken flexibel. Er könnte immer auch anders. Und wenn er von einem nationalistischen Gesellschaftssystem in ein kommunistisches oder kapitalistisches versetzt wird, gelingt ihm die Umstellung schmerzfrei. So ein Mensch ist stets offen für neue Einsichten, weil ihm schon die alten nicht „gewiss“ waren!

Und außerdem entgeht er vielen harten Konsequenzen, die mit echter Überzeugung einhergehen müssten. Denn wo keine Erkenntnis absolute Geltung hat, da gibt es auch keine absolute Forderung, der man sich beugen müsste, und keinen Anspruch, dem man sich nicht entziehen könnte. Es liegen ja immer „berechtigte Zweifel“ vor!

Jede Autorität relativiert sich, wenn die Prüfung ihrer Legitimität nicht abgeschlossen werden kann. Und jede Moral bleibt auf Distanz, solange man ihre Maßstäbe hinterfragt. Wer die Bestimmung seines Lebens gar nicht kennt, fühlt sich unschuldig, wenn er sie verfehlt. Und so lebt der skeptische Mensch in komfortabler Unverbindlichkeit.

Allerdings wird bei ihm jeder Versuch einer entschlossenen Handlung an dem inneren Widerspruch krank, dass sie nicht aus einer entschlossenen Überzeugung entspringt. Wann immer dieser Mensch einen Standpunkt vertritt, muss er sich selbst und andere darüber hinwegtäuschen, dass er einen wirklichen Standpunkt gar nicht hat.

Seine Weltanschauung ist ein Scheck, von dem er selbst vermutet, dass er nicht ausreichend gedeckt ist. Und die große Gefahr, die ihm droht, ist der Zynismus. Denn wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat, in dem ironischen Widerspruch zu leben, dass man bei allem, was man sagt, auch immer das Gegenteil für möglich hält – wen oder was nimmt man dann noch ernst?

3. Bewusstes Engagement

Es gibt eine Alternative zur resignativen Bescheidung, die darin besteht, durch ein bewusstes Wagnis zu ersetzen, was an weltanschaulicher Gewissheit fehlt. Der klare Standpunkt, der argumentativ nicht herzuleiten und abzusichern war, wird dabei mit einem „Sprung“ eingenommen. Die intellektuelle Redlichkeit des Springenden bleibt aber dadurch gewahrt, dass er weiß, was er tut – und es offen bekennt.

Sein weltanschaulicher Standort ist nicht darum sein Standort, weil er beweisen könnte, dass es „richtig“ ist. Aber er hat das sichere Gefühl, dass alle anderen („für ihn“) falsch sind. Er weiß nicht, ob seine Überzeugung wahr ist. Aber er ist darin gewiss, genau dieser Überzeugung ganz und gar und unverrückbar anzuhängen. Und nur darauf, meint er, kommt es an:

Die Gewissheit, die für ihn zählt, ist nicht die Gewissheit, dass sein Glaube wahr, sondern dass er, komme was da wolle, sein Glaube ist. Mehr Gewissheit gibt es für diesen Menschen nicht. Und mehr braucht er auch nicht. Denn für ihn steht fest, auf welcher Grundlage er lebt und handelt. Und nach Sicherheiten, die das Leben sowieso nicht bietet, muss er auch nicht suchen. Vernunft und Beobachtung werden ihm niemals sagen, wer er sein soll und wie er sein Dasein zu deuten hat.

Aber ist das schlimm? Empören sich die Rationalisten zu Recht, nur weil ihnen der Vernunftgebrauch das Wagnis des Lebens nicht erspart? Wer sich in bewusstem Engagement einen Standpunkt zu Eigen macht, kann das verneinen und auf drei Gewissheiten verweisen:

1. Er hat die Gewissheit, dass die menschliche Situation einer Deutung bedarf. Denn durch bloße Beobachtung erschließt sich ihr Sinn nicht. Wer trotzdem handelt, legt seinem Handeln eine Interpretation zu Grunde, die er der menschlichen Situation nicht entnimmt, sondern unterstellt. Und das ist legitim, insofern es niemand vermeiden kann.

2. Er hat die Gewissheit, dass die menschliche Situation in mehrfacher Weise gedeutet werden kann, dass also mehrere Deutungen logisch möglich und mit den bekannten Sachverhalten vereinbar sind. Die Zahl dieser „wahrheitsfähigen“ Deutungen ist begrenzt. Aber die, die er sich aneignen will, gehört (seines Erachtens) dazu.

3. Er hat die Gewissheit, dass er die menschliche Situation gemäß einer bestimmten Deutung betrachten möchte, und ist in dieser Deutung so sehr beheimatet, dass er um keinen Preis auf sie verzichtet. Sie soll ihn leiten, weil sie Teil seiner Identität ist.

Wenn diese drei Dinge fest stehen, kann der Betreffende auf weitere „Sicherheiten“ verzichten. Denn er erkennt, dass sie unter den gegebenen Bedingungen nicht zu erlangen sind. Objektives Wissen darüber, dass eine bestimmte Interpretation der Welt die einzig wahre ist, bleibt dem Menschen versagt. Und diesbezüglich Sicherheit zu fordern, ist sinnlos. So wird der Mensch dann Buddhist, Atheist, Kommunist, Humanist oder Anthroposoph aus Leidenschaft – und nimmt das Risiko des Irrtums in Kauf, weil alles bewusste Leben ein Wagnis ist:

Ein Arzt, der ein neues Medikament entwickelt und davon überzeugt ist, muss ja auch bereit sein, es als Erster zu schlucken. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Ein Offizier, der seine Soldaten durch ein Minenfeld führen muss und überzeugt ist, dass er den Weg kennt, geht als erster voran. Er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal. Ein Seefahrer wie Kolumbus, der annimmt, dass hinter dem Ozean Land erreicht werden kann, nimmt sein Schiff und fährt los. Auch er macht den Selbstversuch – und das, wovon er überzeugt ist, wird ihm zum Schicksal, denn jeder, der wirklich für etwas eintritt, schließt damit eine Wette ab, von der sein weiterer Weg abhängt. Und der Wetteinsatz ist das Leben selbst.

4. Unverhoffte Gewissheit

Erstaunlicher Weise gibt es neben den drei genannten Möglichkeiten noch ein vierte. Denn manch einer, der sich eigentlich mit den Defiziten menschlichen Erkennens abfinden oder sie heroisch überspringen wollte, macht die Erfahrung, dass er von Gewissheit unkontrolliert überrollt und überwunden wird – und dann plötzlich „hat“, was er von Rechts wegen (kraft eigener Erkenntnis) gar nicht haben kann.

Er muss dabei nicht einmal leugnen, was oben dargestellt wurde. Das Instrumentarium menschlichen Erkennens reicht wirklich nicht aus, um Gewissheit aktiv zu erzwingen. Doch

kann sich Gewissheit einstellen, wenn sich eine Einsicht dem passiven Menschen derart aufdrängt und einbrennt, dass er ihr nicht mehr zu widersprechen vermag.

In solch einem Fall bemächtigt sich nicht der Mensch einer Erkenntnis, sondern die Erkenntnis bemächtigt sich des Menschen. Und sie wird dabei so eindrücklich erfahren, dass sie für den Betroffenen künftig nicht mehr Gegenstand seines Denkens, sondern Ausgangspunkt seines Denkens ist. Nicht er hat diese Erkenntnis, sondern sie hat ihn. Nicht er hat seine Weltansicht souverän gewählt, sondern sie ist über ihn gekommen.

Die Frage nach Gründen und Beweisen tritt dabei aber ganz in den Hintergrund – wie ja auch der, der von einem mächtigen Gegner überrannt wurde, keine besonderen Gründe braucht, um am Boden zu liegen. Der Mensch, der sich überwältigt sieht, fragt nicht, ob die Wirklichkeit, an der er sich blutig gestoßen hat, auch denkwürdig sei. Und das Problem der weltanschaulichen Gewissheit stellt sich für ihn komplett anders, weil zwar die Welt um ihn her noch dieselbe, er aber nicht mehr derselbe ist.

Nicht erst die Ergebnisse seines Denkens, sondern schon die Voraussetzungen seines Denkens sind neu. Der Wandel selbst aber wird nicht etwa begründet, sondern liefert seinerseits die Begründung für vieles andere. Denn der Betroffene kommt zu seiner Überzeugung nicht in der Weise, dass er verschiedene Möglichkeiten sichtet und prüft, um dann die „passende“ zu wählen, sondern tatsächlich kommt er zu seiner Überzeugung, indem er ihr verfällt.

Nicht der Mensch eignet sich eine Weltanschauung an, sondern sie eignet sich den Menschen an, um ihn künftig zu beherrschen. Und eben dies – dass die Überzeugung den Menschen beherrscht –, ist das Merkmal ihrer Echtheit. Denn wer seine bisherige Überzeugung durch einen bloßen Willensentschluss gegen eine andere austauschen könnte, wäre ja von keiner der beiden wirklich „überzeugt“.

Im eigentlichen Sinne „überzeugt“ ist der Mensch nur dort, wo er nicht anders kann, weil nicht er eine Einsicht „hat“, sondern die Einsicht ihn. Nicht er ergreift die Wahrheit, sondern die Wahrheit ergreift ihn. Und auf welchen Wegen das geschieht, versteht der Betroffene am allerwenigsten.

Das aufgeklärte Denken wehrt sich natürlich und will es anders. Es fordert rationale Kontrolle. Und doch holt sich mancher eine Weltanschauung wie er sich einen Schnupfen holt. Er kommt zu einer Überzeugung so unfreiwillig, wie er zu grauen Haaren kommt. Er erliegt einer Weltdeutung, wie er dem Charme einer Frau erliegt. Und „echt“ ist seine Wandlung genau in dem Maße, wie er nicht anders kann.

Der Vorgang offenbart einen Mangel an Souveränität, den man nicht gern eingesteht. Und dem, der sich für „intellektuell“ hält, fällt dieses Geständnis besonders schwer. Er beeilt sich nachträglich Argumente zu sammeln. Er will glauben, er habe seinen neuen Standpunkt logisch hergeleitet. Denn ohne Gründe würde er sich fühlen wie Adam ohne Feigenblatt. Er gibt sich im Nachhinein als Entdecker der Wahrheit, die ihn hinterrücks überrollt hat. Doch tatsächlich liegt das Besondere der Erfahrung gerade in ihrer Passivität – und in der Umkehrung der üblichen Perspektive:

Überzeugungen stehen dem Menschen nämlich gar nicht zur Wahl – Überzeugungen sind sein Schicksal. Nicht er macht etwas mit ihnen, sondern sie machen etwas aus ihm. Jeder Mensch vertritt den Glauben oder Unglauben, der sich seiner bemächtigt hat. Jeder ist auf seine Weise besessen von der Einsicht, die ihn treibt. Die Vorstellung aber, man könne sich diese Einsichten aussuchen, ist von großer Naivität, weil es gerade die Wahlmöglichkeit ist, die alle Gewissheit ausschließt:

Wer seine Weltanschauung frei wählt, hat in dieser Anschauung eben deshalb keine Gewissheit, weil er ja weiß, dass er auch eine andere hätte nehmen können: Ob er richtig gewählt hat, bleibt ihm genau darum ungewiss, weil er die Wahl hatte, und die getroffene Entscheidung nicht zwingend war. Mit anderen Worten: Wer eine Überzeugung wählt, ist nicht wirklich überzeugt. Sondern nur, wer zu einer Überzeugung überwunden wurde, hat eine.

Und wohin gehört in diesem Spektrum der christliche Glaube? Vorgreifend auf das, was an späterer Stelle ausgeführt wird, kann unsere Antwort nur lauten: Christlicher Glaube ist seinem Wesen nach eine „unverhoffte Gewissheit“, wie sie hier im vierten Abschnitt beschrieben

wurde. Eine Verwandtschaft mit Gruppe 1 ist praktisch ausgeschlossen, denn diejenigen, die naives Vertrauen in die Leistungsfähigkeit ihrer Erkenntnisorgane haben und annehmen, alles Wirkliche liege in der Reichweite ihres Verstandes, sind in der Regel keine Christen. Gott ist nicht das, was sie unter einer „Tatsache“ verstehen.

Auch Gruppe 2 kann nicht ernsthaft in Frage kommen. Zwar gibt es Christen, die ihren Glauben lediglich für „wahrscheinlich“ halten. Sie versuchen ihr Christ-Sein auf das zu gründen, was wir oben sensitive, funktionale, historische, rationale und partizipative Vergewisserung genannt haben. Doch wenn die Schwächen dieser Erkenntniswege zu Tage treten, klammern sie sich an Indizien und Argumente aller Art, die ihren Glauben stützen sollen.

Indem sie ihren Glauben ängstlich „absichern“, machen sie ihn abhängig von Gründen, die nicht im Glauben selbst liegen. Doch auf solchen Krücken zu gehen, ist dem christlichen Glauben fremd. Er ist keine bloße „Vermutung“. Und wer ihn durch historische, rationale oder sensitive Gründe wahrscheinlich machen will, trägt zu diesem Missverständnis des Glaubens immer wieder bei.

Näher stehen dem Glauben diejenigen Angehörigen der Gruppe 3, die das fruchtlose Abwägen der Argumente hinter sich lassen, um sich durch eine persönliche Entscheidung den christliche Standpunkt anzueignen. Sie nehmen das darin liegende Wagnis bewusst in Kauf. Und die Vernunft leistet ihnen nur noch den vergleichsweise bescheidenen Dienst, den Glauben als eine wahrheitsfähige (widerspruchsfreie und mit gegebenen Erkenntnissen vereinbare) Interpretation des menschlichen Daseins zu erweisen. Einen positiven Beweis der christlichen Wahrheit braucht diese Gruppe nicht. Denn ihr genügt die Gewissheit, ihrer Überzeugung entschlossen anzuhängen.

Nur muss man aus biblischer Sicht fragen, ob dabei der Knoten des Erkenntnisproblems nicht allzu eigenmächtig durchschlagen wird. Hat der Mensch überhaupt die innere Freiheit, sich zum Glauben zu entschließen? Sind nicht jene, die in den Glauben zu „springen“ meinen, in Wahrheit „Geworfene“? Ist das, was sie ihre Wahl nennen, nicht Ausdruck und Folge dessen, dass sie von Gott gewählt wurden? Sind die Engagierten also nicht in Wahrheit Überwundene, die man – bei Lichte besehen – der 4. Gruppe zuordnen müsste?

Wir greifen der weiteren Untersuchung vor. Aber tatsächlich beruht der Glaube, von dem das Neue Testament spricht, nicht auf einer Erkenntnisleistung, einem Willensakt oder einer Wahl des Menschen, sondern auf einem Widerfahrnis, das sich der Kontrolle des Betroffenen gänzlich entzieht, weil er darin von Gottes Geist zum Glauben überwunden wird. Es ist Gottes Wahrheit, die den Menschen ergreift – nicht umgekehrt.

Teil II: Von der überraschenden Gewissheit des Glaubens

9. Die paradoxe Entdeckung der Gewissheit

Das Ergebnis unserer Überlegungen im ersten Kapitel schien zu sein, dass es weltanschauliche Gewissheit nicht geben kann. Die einzige Wahrheit, die der Mensch findet, ist, dass er die Wahrheit nicht kennt. Wenn Gewissheit aber trotzdem erlebt wird? Tatsächlich gibt es, was es nach den obigen Ausführungen eigentlich nicht geben dürfte. Denn gläubige Menschen erleben und bezeugen, dass sie Gewissheit haben. Und sie leugnen dabei nicht einmal, was oben dargestellt wurde:

Das Instrumentarium menschlichen Erkennens reicht wirklich nicht aus, um Gewissheit zu begründen. Wenn sie trotzdem für viele eine Gegebenheit ist, muss irgendetwas im Glaubenden klüger sein als sein Kopf. Doch wie ist mit diesem paradoxen Befund umzugehen? Mir scheint, wenn Millionen Gläubige spüren, was sie nicht spüren dürften, kann das auf dreierlei Weise erklärt werden:

Entweder haben wir im ersten Teil dieses Buches das menschliche Erkenntnisvermögen unterschätzt – es müsste dann auf geheimnisvolle Weise doch mehr leisten, als es scheint (1.). Oder die Glaubenden haben die Gewissheit nicht, die sie zu haben glauben, und bilde sie sich nur ein (2.). Oder die Dinge hängen anders zusammen, als wir es bisher unterstellten, weil die Gewissheit, die man sich vom menschlichen Erkennen vergeblich erhofft, unerwartet aus einer anderen Quelle entspringt (3.).

Tatsächlich ist Letzteres der Fall: Die Frucht, die der Suchende ersehnt, fällt ihm zu – sie fällt aber nicht von dem Baum, den er schüttelt, sondern von einem anderen. Denn Glaubensgewissheit verdankt sich nicht dem Beobachten, Argumentieren, Fühlen und Experimentieren des Menschen, sondern dem freien Entschluss dessen, auf den sich der Glaube richtet. Sie ist ein Werk, das Gottes Geist am menschlichen Geist vollbringt, so dass der Mensch nicht durch sein eigenes Tun und Wollen, sondern durch Gottes Tun und Wollen Gottes gewiss wird. Die christliche Theologie wusste das auch schon immer. Um die Entstehung von Glaubensgewissheit aber dem skeptischen Leser verständlich zu machen, dem sie jetzt wie „aus dem Hut gezaubert“ erscheinen muss, soll im Folgenden beschrieben werden, wie Gewissheit auch ohne Beweis möglich wird.

Doch – Gewissheit ohne Beweis – ist das nicht ein Widerspruch in sich?

Man muss sich an diesem Punkt bewusst machen, dass Gewissheit nicht nur dann entsteht, wenn Beweise auftauchen, sondern auch, wenn Zweifel verschwinden. Denn was nennen wir „Gewissheit“? Als „ungewiss“ bezeichnen wir denjenigen Teil unserer Ansichten und Überzeugungen, den wir bewusst unter den Vorbehalt des Vorläufigen und Prüfungsbedürftigen stellen. Den anderen Teil aber – diejenigen Überzeugungen an denen wir nicht (oder nicht mehr) zweifeln – bezeichnen wir als „gewiss“.

Doch wenn sich das Empfinden von Gewissheit der Abwesenheit der Zweifel verdankt, muss die Ursache nicht unbedingt darin liegen, dass „Beweise“ aufgetaucht sind. Es kann auch einfach der Grund des Zweifels entfallen sein. Was aber war dieser Grund des Zweifels? Worauf fußte er? Was hielt ihn lebendig? Ich meine, der weltanschauliche Zweifel hat fünf Voraussetzungen, die den Menschen zum Zweifel motivieren und im Zweifel leiten:

1. Der Mensch fürchtet den Irrtum und hat Angst vor der Täuschung, weil Irrtum und Täuschung über die eigene Situation erfolgreiches Handeln verhindern. Der Mensch setzt seinen Zweifel mehr oder weniger methodisch ein, um dem Irrtum zu entgehen.

2. Der Mensch ist im Zweifeln beharrlich, weil er seinem Verstand zutraut, ihm die nötige Klarheit zu schaffen. Er zweifelt gewöhnlich nicht am Instrumentarium menschlichen Erkennens, sondern hält sich – damit ausgestattet – für ausreichend kompetent, um wahre von unwahren Überzeugungen zu unterscheiden.

3. Der Mensch nimmt an, dass sich weltanschauliche Gewissheit aus einer genaueren Untersuchung und erweiterten Kenntnis der Welt ergeben wird. Darum wendet er seine Aufmerksamkeit und seinen kritischen Blick nach außen, um gegebenenfalls aus neuen Informationen, Erfahrungen oder Argumenten Gewissheit abzuleiten.

4. Der Mensch ist bereit, als unwahr oder wenig wahrscheinlich erwiesene Überzeugungen aufzugeben und gegen andere, plausiblere einzutauschen. Zweifelnd stellt er nicht nur sein Welt-, sondern auch sein Selbstverständnis zur Disposition.

5. Der Mensch nimmt an, dass er sich Gewissheit auf dem Wege autonomer Vergewisserung verschaffen muss, weil er keinen anderen Weg als den des Zweifels und keine andere Prüfinstanz als sich selbst kennt.

Sind dies die fünf Voraussetzungen des Zweifels, so wird Glaubensgewissheit möglich, sobald diese Voraussetzungen (im Blick auf Gott) entfallen. Und eben das werden wir im Folgenden zu beschreiben versuchen. Denn in der Begegnung mit Gott verliert der Mensch die Angst, sich in Gott zu täuschen (→1.). Er erkennt, dass die menschliche Vernunft außer Stande ist, (nicht jede, aber weltanschauliche) Gewissheit zu begründen (→2.). Er entdeckt, dass Glaubensgewissheit nicht Ergebnis und Folge von Erfahrungen ist, sondern Voraussetzung und Ursprung neuer Erfahrungen (→3.). Er verliert die Bereitschaft, seine Glaubensüberzeugung aufzugeben, selbst wenn sie als „unwahrscheinlich“ erwiesen würde (→4.). Und er erlebt, dass ihm die Gewissheit, die er sich selbst nicht verschaffen kann, auf anderem Wege zu Teil wird, weil ihm Gott die Aufgabe der Vergewisserung abnimmt (→5.).

Für den Glaubenden, der dies erlebt, verliert der Zweifel Sinn und Relevanz. Und das nicht etwa, weil er gewaltsam unterdrückt oder verboten würde, sondern einfach, weil seine Voraussetzungen entfallen sind: Der bedrohliche Riese des Zweifels wird keineswegs mit Argumenten erschlagen, aber er stirbt an Auszehrung, weil nichts mehr den Zweifel nährt. Der Zweifel ist und bleibt erlaubt! Aber er interessiert nicht mehr. Und die Gewissheit, die sich mit Verstandesmacht nicht herbeizwingen ließ, stellt sich damit von selbst ein.

10. Von unbemerkten Verlusten

Zwischen dem Finden und dem Verlieren gibt es – was den Grad des Bewusstseins betrifft – einen großen Unterschied. Denn ein Spaziergänger, der auf der Straße etwas findet, ist sich dessen bewusst, dass er findet. Der Spaziergänger hingegen, der etwas verliert, weiß nichts davon, denn wüsste er, dass er gerade etwas verliert, würde er's ja aufheben und wieder einstecken. Das erklärt auch, warum man über das Finden leichter Auskunft geben kann, als über das Verlieren:

Wer etwas fand, weiß in der Regel, wann, wie und wo er den Fund gemacht hat. Wer aber etwas verlor, wie man eine Fahrkarte oder ein Schlüsselbund verliert, stellt einfach nur fest, dass er's nicht mehr hat. Der Verlust wird dem Verlierenden erst im Nachhinein bewusst – darum entzieht es sich seiner Kenntnis, wann, wie und wo genau der Verlust eingetreten ist. Er kann vielleicht sagen, dass er das Verlorene zu Hause noch hatte, und dass es jetzt – zwei Stunden später – „weg“ ist. Was aber sollte er antworten, wenn ihn jemand nach dem Grund des Verlustes fragte? Als einzigen Grund für das Verschwinden der Fahrkarte könnte er angeben, dass er sie verloren hat!

Auch das Entstehen von Glaubensgewissheit hat zunächst weniger mit dem „Finden“ als mit dem „Verlieren“ zu tun. Und das erklärt, warum es so schwer ist, über das wann, wie, wo und

warum Auskunft zu geben. Denn wenn einer die Angst verliert, von Gott getäuscht zu werden, kann es durchaus eine Weile dauern, bis ihm der „Verlust“ bewusst wird. Und wie das mit dem Verlieren zugegangen ist, weiß er vielleicht auch nicht zu sagen. Nur das eine weiß er ganz genau, dass, was er früher mal hatte, irgendwie „weg“ ist – und dass es damit zusammenhängen muss, dass er Gott näher kam. Vielleicht hat er hundert mal dasselbe Lied gehört, denselben Bibelvers gelesen, denselben Gläubigen getroffen. Hundert mal ist gar nichts passiert. Aber dann sprang ein Funke über, etwas veränderte sich, und der Mensch bemerkt erst nach und nach, was ihm unter der Hand „verloren“ ging:

- Die Angst, von Gott getäuscht zu werden
- Der Wunsch, in der Beziehung zu ihm unbedingt die Kontrolle zu behalten
- Die Illusion, man könne oder müsse sich ihm gegenüber behaupten
- Die Vorstellung, Gott müsse sich mir beweisen
- Der Zwang, ihn durch Zweifel auf Distanz zu halten
- Die Neugier auf weltanschauliche Alternativen
- Die Überzeugung, dass man nur dem eigenen Denken vertrauen kann

Gerade der letzte Punkt ist von zentraler Bedeutung, weil es sich um eine stillschweigende Voraussetzung handelt, über die man sich meist keine Rechenschaft gibt, weil sie nicht Gegenstand, sondern Ausgangspunkt unserer Zweifel ist: Der Mensch unterstellt, dass er (nur) sich selbst vertrauen könne – und dem, was seiner Prüfung genügt. Er meint, auf seinen Kopf sei Verlass, und sein Verstehen sei das Maß des Begreiflichen. Doch woher nimmt er das eigentlich – und wie begründet er es?

Tatsächlich ist es in nichts begründet als nur in der menschlichen Egozentrik. Wird die in der Begegnung mit Gott aufgebrochen, verliert der Mensch auch das Gefühl, in Wahrheitsfragen die letztentscheidende Instanz zu sein. Ihm wird bewusst, wie anmaßend es ist, unter Voraussetzung der eigenen Kompetenz Gottes Glaubwürdigkeit prüfen zu wollen. Denn das Misstrauen, das im Bezug zur Welt sehr wohl begründet ist (und im Blick auf die eigene Person noch viel mehr), wird Gott zu Unrecht entgegengebracht.

Die Begegnung mit Gott macht das offenbar. Der Mensch aber geht nicht bloß mit einer anderen Meinung aus dem Geschehen hervor – sondern als ein anderer Mensch. Es ändern sich nicht nur Urteile. Es ändert sich der Urteilende. Und eine Kettenreaktion ist die Folge, in der der Mensch nicht nur die oben genannten Ängste, Wünsche und Illusionen einbüßt, sondern ganz allgemein die Deutungshoheit über sein Leben zurückgibt an den Schöpfer, dem sie zusteht. Infolgedessen ist es dann nicht mehr dieser Mensch, der souverän sichtet, kritisiert, urteilt, wählt und entscheidet, sondern er beugt sich dem Urteilen, Sichten und Wählen Gottes.

Dem Skeptiker mag das unerträglich scheinen, weil die stolze Menschenvernunft dabei nicht das letzte Wort behält. Es wird ihr zugemutet, sich selbst zu relativieren. Doch für den Glaubenden ist genau das „vernünftig“ – und ist der Anfang eines neuen geistigen Lebens. Denn Irrtumsangst, Misstrauen und Kontrollzwang lässt er gern hinter sich und verliert sie, wie man Ballast verliert. Wer sich aber nicht erklären kann, wie aus diesen „Verlusten“ ein neuer Mensch hervorgehen soll, stelle sich einen unförmigen Marmorblock vor, der unter den präzisen Schlägen des Bildhauers nach und nach zur Statue wird: Auch so ein Marmorblock erleidet nichts als „Verluste“. Es geht ihm viel Material verloren, das ursprünglich zu ihm gehörte. Und doch wird er – einzig und allein durch den Verlust des Störenden! – zum Kunstwerk.

11. Vom Wegwerfen der Leiter

Im Blick auf Gott die Irrtumsangst zu verlieren, ist erfreulich und merkwürdig zugleich. Denn der Gewinn an Gewissheit steht nicht in Kontinuität zu den Bemühungen des menschlichen Erkennens, sondern in Diskontinuität – und ist entsprechend schwer zu begründen. Ja: Sich in einer Glaubensüberzeugung vorzufinden, die man argumentativ nicht ableiten kann, ist ein wenig, wie wenn man in einem fremden Zimmer aufwacht und nicht weiß, wie man da hinge-

kommen ist. Es ist eine leicht absurde Situation. Denn das Argumentieren für den Glauben, mit dem man sich im Stadium des Suchens und Zweifelns intensiv beschäftigt hat, ist plötzlich wie eine Leiter, die man, nachdem man hinaufgestiegen ist, nicht mehr braucht – und die man auch deshalb wegwerfen kann, weil sie bei Lichte besehen sowieso zu kurz ist.

Man betrachtet die wackeligen Sprossen und wundert sich, dass man trotzdem „oben“ steht. Natürlich war es genau das, was man wollte. Man wollte von der Ebene des Zweifels auf die höhere Ebene des Glaubens hinaufgelangen, und hat sich dazu eine Leiter aus Argumenten gebaut. Man ist darauf herumgestiegen, hat sich in die Höhe gereckt, hat weiter gebastelt und die Argumentationsleiter von allen Seiten betrachtet. Sie war immer zu kurz!

Irgendwann aber hat man sie auch von oben betrachtet – und wurde sich dessen bewusst, dass man dazu schon oben sein muss! Man ist auf der Hochebene des Glaubens angelangt, schaut verwundert auf die Leiter hinab, mit der man sich abgemüht hat, und sieht, dass sie immer noch zu kurz ist! Aber nun braucht man sie ja nicht mehr.

Es ist durchaus merkwürdig, so eine Gewissheit zu „haben“, von der man nicht genau sagen kann, woher man sie hat. Aber muss sich ein denkender Mensch deswegen seiner Gewissheit schämen, wie eines illegitimen Kindes, bloß weil sein Verstand sie nicht gebar? Der Mensch kommt zu dieser Gewissheit wie die Jungfrau zum Kind. Und auch Joseph zweifelte an der Treue Marias. Aber muss es nicht so sein, bei einer Schwangerschaft, die sich dem heiligen Geist verdankt?

Es kommt zwar anders, als der Grübler sich das dachte: Am Ende hat nicht er sich Gottes vergewissert, sondern Gott hat sich seiner vergewissert. Er hat nichts sichergestellt, sondern wurde sichergestellt. Doch mag das die Vernunft noch so sehr kränken – ist es nicht genau das, was schon immer über das Wirken des Heiligen Geistes gesagt wurde?

Schon 1577 stellen die lutherischen Bekenntnisschriften fest, dass *„...in geistlichen und göttlichen Sachen des unwiedergeborenen Menschen Verstand, Herz und Wille aus eignen, natürlichen Kräften ganz und gar nichts verstehen, gläuben, annehmen, gedenken, wollen, anfangen, vorrichten, tun, wirken oder mitwirken könnte...“* (BSLK 873f.).

Der Mensch vermag sich nicht selbst zu bekehren. Und gerade die Vernunft hilft ihm am wenigsten dabei, weil *„...des Menschen Vernunft oder natürlicher Verstand, ob er gleich noch wohl ein tunkel Fünklein des Erkenntnis, daß ein Gott sei, wie auch, Ro. 1, von der Lehr des Gesetzes hat: dennoch also unwissend, blind und verkehret ist, daß, wann schon die allersinnreichsten und gelehrtesten Leute auf Erden das Evangelium vom Sohn Gottes und Vorheißung der ewigen Seligkeit lesen oder hören, dennoch dasselbige aus eigenen Kräften nicht vernehmen, fassen, verstehen noch gläuben und vor Wahrheit halten können, sondern je größern Fleiß und Ernst sie anwenden und diese geistliche Sachen mit ihrer Vernunft begreifen wollen, je weniger sie vorstehen oder gläuben und solchs alles allein für Torheit und Fabeln halten, ehe sie durch den Heiligen Geist erleuchtet und gelehret werden, 1. Corinth. 2.: >Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes, denn es ist ihm eine Torheit, und kann es nicht begreifen, denn es wird geistlich ergründet.<“* (BSLK 874f.)

Glaubensgewissheit ist demnach nichts, was der Mensch sich aus dem eigenen Erkennen und Verstehen nehmen oder herleiten könnte. Gottes Heiliger Geist muss es ihm schenken. Und der Mensch hat umso weniger Anlass, das Scheitern seiner rationalen, funktionalen und sensitiven Vergewisserung zu leugnen. Denn zwischen seinem Erkenntnisstreben, das auf der Suche nach weltanschaulicher Gewissheit kläglich scheitert, und dem Glauben, der diese Gewissheit unverhofft geschenkt bekommt, gähnt ein tiefer Graben.

12. Vom Sich-Erinnern und Wiedererkennen

Kritiker des Glaubens gehen meist davon aus, dass es im Geist des Menschen keine Einsicht oder Erkenntnis geben könne, die nicht auf dem Wege sinnlicher Wahrnehmung dorthin gelangt sei. Sie stellen sich den menschlichen Geist vor wie ein Speichermedium, das bei der Geburt leer ist und im Laufe des Lebens durch äußeren „Input“ mit Daten gefüllt wird. Konsequenterweise halten sie nur diejenige Erkenntnis für legitim, die auf eine entsprechende äu-

Bere Wahrnehmung zurückgeführt werden kann. Wenn Gott aber kein Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung wird, scheint Gotteserkenntnis damit ausgeschlossen – und Glaubensgewissheit erst recht. Nur: Stimmt die Voraussetzung?

Sind nicht die Regeln und die Vorstellungsmuster, mit deren Hilfe der menschliche Geist Sinneswahrnehmungen verknüpft, ordnet, interpretiert und auswertet, schon im Geist angelegt, bevor er Wahrnehmungen hat? Und ist nicht die Art und Weise, wie das Material der Sinneswahrnehmung verknüpft und verarbeitet wird, von Mensch zu Mensch verschieden? Aus einer identischen Menge sinnlicher Wahrnehmungen gewinnen verschiedene Menschen keineswegs identische Mengen von Erkenntnissen, sondern durchaus verschiedene, weil sie in der Verarbeitung des Wahrgenommenen mehr oder weniger geschickt sind:

Wenn ich denselben verwickelten Kriminalroman lese wie meine Frau, weiß sie nach der Hälfte, wer der Täter ist, ich aber weiß es auf der vorletzten Seite immer noch nicht. Im Geist meiner Frau ist nach 200 Seiten mehr Erkenntnis als in meinem, obwohl sie nicht mehr „Input“ hatte. Und das beweist, dass es sehr wohl einen Zugewinn an Erkenntnis geben kann, ohne dass ein Zugewinn an äußerer Information stattgefunden hätte. Oder ist es nicht gerade das, was man erlebt, wenn man auf der letzten Seite des Kriminalromans die Auflösung liest?

Man ruft „Warum bin ich nicht gleich drauf gekommen?“, denn die zur Identifizierung des Täters nötigen Hinweise waren längst bekannt. Man hatte die Puzzleteile in der Hand, war aber nicht fähig, sie zusammenzusetzen. Man sah den Wald vor lauter Bäumen nicht. Doch hinterher erscheint die Lösung so naheliegend und offensichtlich, dass man sich schämt, nicht drauf gekommen zu sein: „Wie blind war ich, all das zu wissen – ohne zu sehen, was es bedeutet! Ich wusste alles Nötige, ohne zu wissen, dass ich es wusste!“

Eben das ist die Erfahrung, die der Zweifler macht, wenn er zum Glauben kommt. Denn in der Regel hat auch er keinen neuen äußeren „Input“. Er hat auch als Glaubender keine „sinnliche“ Erfahrung Gottes und verfügt im Prinzip über dieselben „Informationen“ wie vorher. Er hatte ja längst alle Puzzleteile in der Hand, ohne sie sinnvoll verknüpfen zu können. Nachdem ihn Gottes Geist aber auf die „Lösung“ gebracht hat, erscheint sie ihm so naheliegend und überzeugend, dass er sich schämt, nicht selbst drauf gekommen zu sein: „Wie blind war ich, all das zu wissen – ohne zu sehen, was es bedeutet! Ich wusste alles Nötige, ohne zu wissen, dass ich es wusste!“

Der Glaubende sieht im Vergleich mit dem Zweifler nichts eigentlich „Neues“, sieht aber das Altbekannte völlig „neu“. Er hat weniger einen Wissensvorsprung als einen Verstehensvorsprung, so wie meine Frau mir gegenüber auf der Hälfte des Romans keinen Wissensvorsprung, sondern einen Verstehensvorsprung hat.

Geht dem Menschen aber plötzlich auf, wie sich die Dinge verhalten, kommt es ihm vor, als erinnere er sich an etwas Altbekanntes und Vertrautes, das auf irgendeiner Ebene seines Bewusstseins längst da, und nur nicht zugänglich war. Die Wahrheit war verschüttet und verdrängt, man wusste nur nicht mehr, dass man darum wusste. Vielleicht wollte man es auch nicht wissen. Doch dann erkennt man sie wieder – und zweifelt keine Sekunde mehr, dass dies die Wahrheit ist.

Es ist ein seltsamer Gedanke. Aber vielleicht erklärt sich die Intensität von Glaubensgewissheit einfach daraus, dass die Seele des Menschen die Hände des Schöpfers wiedererkennt, die ihr vertraut sind, weil sie einst aus ihnen hervorging.

13. Vom Wandel des Urteilenden

Der Skeptiker, der mit dem ihm vertrauten Instrumentarium des Erkennens zu weltanschaulicher Gewissheit gelangen möchte, erwartet stets, dass neu „Fakten“ oder „Argumente“ auf den Tisch kommen. Er hofft, durch die Untersuchung der menschlichen Situation auf neue Sachverhalte und Informationen zu stoßen, die endlich ein eindeutiges Urteil erlauben. Und entsprechend verwundert schaut er auf den, der zum Glauben findet, obwohl ihm keine anderen Informationen oder Erkenntnisquellen vorliegen, als dem Skeptiker auch. Doch des Rätsels Lösung ist einfach: Der Wandel des Urteils kommt nicht durch einen Wandel der beurteilten Lage zustande, sondern durch einen Wandel des Urteilenden.

Der Glaubende hat nicht mehr oder andere Informationen als der Skeptiker. Der festzustellende Sachverhalt ist der altbekannte. Und auch die menschliche Situation stellt sich dem Glaubenden genauso dar, wie dem Skeptiker. Sie lesen beide im Buch der Natur und im Buch der Geschichte. Wenn der Glaubende aber trotzdem zu einem anderen Urteil kommt, liegt es daran, dass er, was auch vorher zu sehen war, als Glaubender anders sieht: Nicht die menschliche Lage hat sich verändert, sondern er hat eine Veränderung durchgemacht, die seine Wahrnehmung veränderte, als wäre er eine Kamera, die vom Aufnahmemodus „Schwarz-Weiß“ auf „Farbe“ umgeschaltet wurde.

So eine Kamera fängt nicht deshalb an bunte Bilder aufzuzeichnen, weil das Gras von einem Moment auf den anderen grün oder der Himmel blau geworden wäre. Die Dinge im Blickfeld der Kamera sind ganz dieselben geblieben. Sie waren auch schon vorher farbig. Aber die Kamera ist nicht mehr dieselbe. Sie wurde verändert. Wenn aber eine zweite Kamera, die daneben steht und weiterhin im Schwarz-Weiß-Modus läuft, die Landschaft nach wie vor schwarz-weiß abbildet, kann das nicht verwundern.

Es sind nicht die bunten Bilder, die an der Kamera den Hebel umlegen, sondern durch das Umlegen des Hebels, beginnt sie bunte Bilder aufzuzeichnen. Und ebenso wenig sind es neue Erfahrungen und Erkenntnisse, die dem Menschen Glaubensgewissheit geben, sondern es ist die von Gott gewirkte Glaubensgewissheit, die ihm die Augen öffnet für neue Erfahrungen. Zum Glauben zu kommen, ist insofern wie Lesen-Lernen. Denn auch beim Lesen-Lernen kommt die Veränderung nicht durch eine Veränderung des Buches zustande, sondern durch die des Lesers:

Ist ein Mensch des Lesens nicht kundig, so wird sich ihm bei der Betrachtung eines Buches die darin enthaltene Botschaft nicht erschließen. Und wenn es ihm nicht gesagt wird, kann er nicht einmal wissen, dass das Buch eine Botschaft hat. Ein Kind könnte inmitten einer Bibliothek aufwachsen und die Bücher allein würden es doch nicht lesen lehren. Denn die Bücher zwingen ihre Botschaft nicht auf. Sie sagen nicht, dass und wie sie gelesen werden müssen. Und wer „naiv“ an sie herangeht, kann sie als Bauklötze benutzen, als Wurfgeschosse oder als Brennmaterial. Denn zum Lesen bedarf es der Kenntnis von Verknüpfungsregeln, die sich nicht aus der Betrachtung des Textes ergeben.

Nur wer diese Regeln vermittelt bekam, und sich mit Hilfe dieser Regeln der Lektüre nähert – dem erschließt sich der Sinn des Textes. Und je mehr er lesend versteht, umso mehr findet er die Leseregeln bestätigt. Sie bewähren sich im Vollzug. Und der Mensch kann dann nicht mehr daran zweifeln, dass das Buch genau auf diese Weise gelesen und verstanden werden will.

Die Welt ist diesem Buch zu vergleichen. Und der Glaube entspricht den Verknüpfungsregeln. Ein Skeptiker kann darauf verweisen, dass sich diese Verknüpfungsregeln nicht aus der Welt ergeben. Und er hat Recht. Er kann die Verknüpfungsregeln des Glaubens als „unwissenschaftlich“ und als „unbeweisbar“ ablehnen, weil sie ihm wie ein weltanschauliches Vorurteil von außen an die Welt herangetragen scheinen.

Tatsächlich zwingt die Welt den Zweifler nicht zum Glauben, so wie das Buch den Analphabeten nicht zum Lesen zwingt. Und trotzdem erlebt der Gläubige seinen Glauben als völlig evident. Denn sobald er die Welt vom Glauben her zu lesen beginnt, erschließt sich ihr Sinn. Er sieht sie nun mit anderen Augen. Aber eben das ist das Entscheidende: Verändert hat sich nicht die Welt, sondern das Auge des Betrachters.

14. Von Gewissheit *vor* der Erfahrung

Wie sich – bei gleichbleibendem Informationsstand – das Auge des Betrachters „wandelt“, muss näher erläutert werden. Und wir können dazu auf eine Unterscheidung zurückgreifen, die schon im Kapitel über die „rationale Vergewisserung“ vorgenommen wurde: Das menschliche Bewusstsein besteht nicht nur aus Inhalten, die sich der sinnlichen Erfahrung und Beobachtung verdanken (1). Es kennt daneben auch Inhalte, die durch logisches Schlussfolgern zustande gekommen sind (2). Und (das wird meist vergessen) es enthält auch Denkvorsetzungen, die in unserem Kopf schon „vor“ allen Beobachtungen und Schlussfolgerungen verankert waren (3). Diese Denkvorsetzungen erscheinen uns so selbstverständlich, dass wir ei-

ne Begründung nicht für nötig halten. Wir gehen z.B. einfach davon aus, dass keine Wirkung in der Welt ohne Ursache ist – und dass die Ursache der Wirkung zeitlich vorausgeht. Wir gehen davon aus, dass die Zukunft auf die Gegenwart folgt – und nicht umgekehrt. Wir stellen uns jeden Körper in dreidimensionaler Ausdehnung vor. Wir sind sicher, dass eine Behauptung, die „wahr“ ist, nicht zum gleichen Zeitpunkt und in der gleichen Hinsicht „falsch“ sein kann. Und auch unsere eigene Existenz ziehen wir nicht jeden Morgen neu in Zweifel.

Solche Dinge werden nicht begründet, sondern sie begründen. Wir setzen sie voraus, ohne sie herzuleiten – und könnten sie auch gar nicht herleiten, weil sie unmittelbar evident und für unsere geistigen Funktionen unentbehrlich sind. Sie ergeben sich nicht aus Erfahrung, sondern ermöglichen Erfahrung. Sie werden nicht ergrübelt, sondern sind die Grundlage alles Grübelns. Und wenn sie sich auch in der Anwendung zu „bewähren“ scheinen, ist ihre Geltung dadurch doch nicht „bewiesen“. Denn eine „ungefärbte“ Erfahrung, die nicht immer schon von diesen Voraussetzungen geprägt wäre, haben wir nicht.

Für den Gläubigen gehört nun auch die Gewissheit seines Glaubens in diese 3. Kategorie der Denkvoraussetzungen. Denn sie wird zwar nicht von allen Menschen geteilt, wie die grundlegenden Ansichten über Kausalität, Raum, Zeit und Widerspruch. Aber sie ist doch auch kein Ergebnis seines Fühlens, Erfahrens oder Denkens, sondern ist grundlegender als all dies. Glaubensgewissheit wird überhaupt nicht von etwas Anderem hergeleitet oder auf Anderes gestützt, sondern ist aus sich selbst und in sich selbst so plausibel, dass der Gläubige für seine Gewissheit keiner Gründe bedarf, sondern sie ihm Grund ist für vielerlei.

Das scheint nun eine seltsam These zu sein, da sich gläubige Menschen gern auf Gefühle und Erfahrungen berufen. Unser Alltagsverstand erwartet ja auch, dass Glaubensgewissheit (wenn überhaupt) aus dem fortgesetzten Bemühen um Erkenntnis entstehen müsste. Wie aber das Verhältnis von Glaube und Erfahrung zu bestimmen ist – was als Ursache und was als Wirkung gelten darf – ist damit noch nicht entschieden. Sind es wirklich die mancherlei Gedanken und Erfahrungen, die den Glauben herbeiführen, oder ist es der verborgen wachsende Glaube, der diese Gedanken und Erfahrungen erst möglich macht? Kräht der Hahn und führt damit den Sonnenaufgang herbei, oder geht die Sonne auf und bringt den Hahn zum Krähen?

Die Sache ist verwickelt. Denn es gibt Menschen, die versichern, sie hätten den Hahn zum Krähen gebracht, die Sonne sei aber trotzdem nicht aufgegangen (= Sie haben religiöse Erfahrungen gemacht, ohne dadurch Gewissheit des Glaubens zu erlangen). Es gibt Menschen, die versichern, sie hätten keinen Hahn gesehen oder gehört, die Sonne sei aber trotzdem aufgegangen (= Sie haben sich um religiöse Erfahrung nie gekümmert, sind ihres Glaubens aber dennoch völlig gewiss). Und es gibt solche, die zwar den Hahn krähen hören, die darin aber keinen hinreichenden Grund für den Sonnenaufgang finden konnten, weil ein Hahn auch mit noch so schönem Krähen nicht in der Lage ist, solche Wirkungen hervorzubringen (= Sie können von religiösen Erfahrungen berichten, haben auch Gewissheit des Glaubens, sehen aber zwischen beidem keinen zwingenden Zusammenhang).

Wie ist dieser Befund zu erklären? Ich meine, dass die von Gott gewirkte Glaubensgewissheit den Sonnenaufgang darstellt, während die religiösen Erfahrungen des Menschen dem Krähen des Hahnes entsprechen. Letztere sind häufige, aber keineswegs notwendige Begleiterscheinungen des Ersteren. Denn der Heilige Geist ist unerkannt schon längst am Werk gewesen, wenn der Mensch anfängt religiöse Erfahrungen zu machen.

Glaubensgewissheit ist demnach nicht das Resultat, sondern die verborgene Voraussetzung dieser Erfahrungen. Und das erklärt, warum es Menschen gibt, deren Glaube felsenfest steht, obwohl sie nicht einen einzigen vernünftigen „Grund“ dafür nennen können. Sind sie sich aber bestimmter Gründe und Erfahrungen bewusst, so handelt es sich eigentlich nicht um Ursachen, sondern um Wirkungen ihres Glaubens. Denn in solchen Dingen dokumentiert sich das Wirken des Hl. Geistes. Sie begleiten seine Tätigkeit. Doch wenn wir die Begleiterscheinungen bemerken, ist der Hl. Geist längst da – und ist gewissermaßen hinter unserem Rücken ins Zimmer getreten.

Ist es nicht genau das, was die Kritiker des Glaubens nüchtern beobachten? Legt man ihnen rationale, funktionale und sensitive Argumente vor, die für den Glauben sprechen, so antworten sie, man müsse doch schon gläubig sein, um sie überzeugend zu finden. Der Ungläubige

nimmt ihre Evidenz nicht wahr – und eben das ist der entscheidende Punkt: Der Glaube geht seiner Entdeckung durch den Glaubenden voraus. Er ist schon da, bevor dem Menschen bewusst wird und einleuchtet, was ihn zum Glauben führen könnte. Denn damit sich einer nach Gott sehnen kann, muss Gott schon in ihm am Werke sein. Bevor der Mensch Gottes Angebot ergreifen kann, muss er ergriffen sein. Bevor er erkennen kann, muss er erkannt sein. Wenn also unsere bisherige Darstellung den Eindruck erweckt, Glaubensgewissheit habe mit religiöser Erfahrung nichts zu tun, so müssen wir das nun korrigieren: Sie hat damit zu tun. Aber eben anders, als man denkt. Denn die religiöse Erfahrung ist nicht Ursache, sondern Wirkung der Glaubensgewissheit.

15. Vom Begründenden, das nicht begründet wird

Geht man zu einer jungen Mutter und fragt sie, ob sie einen ausreichenden Grund hat, ihr Kind zu lieben? Fragt man sie nach den Motiven und den Argumenten ihrer Liebe? Wer so fragen wollte, würde zu Recht verständnislose Blicke ernten. Denn die Liebe zum Kind ist zwar der Grund für tausend Dinge, die die Mutter tut. Die Liebe selbst aber bedarf keiner Begründung, sondern ist unmittelbar erlebte Wirklichkeit. Ja: wollte sich ein Mensch auf die Suche machen nach guten Gründen, um damit seine Liebe zu einem anderen Menschen zu stützen, so wäre das ein sicheres Indiz dafür, dass ihm die Liebe abhanden kam.

Mit Glaubensgewissheit verhält es sich ganz ähnlich. Wo sie stark ist, bedarf sie keiner argumentativen Krücken. Denn was bedeutet es, einen Impuls, ein Verhalten oder eine Überzeugung zu „begründen“? Es heißt doch immer, das zu Begründende abzuleiten von einem Anderen, das seinerseits entweder hinreichend begründet, oder aus sich selbst heraus evident sein muss. Was begründet wird, ist dabei immer abhängig von der Verlässlichkeit dessen, worauf man es zurückführt. Die Schlussfolgerung ist immer nur so stabil, wie die Voraussetzung, auf deren Stabilität die Folgerung ruht. Und weil es in der Ableitung Fehler geben kann, wird man das Abgeleitete in der Regel für weniger sicher halten als das Vorausgesetzte.

Den Glauben zu begründen, hieße demnach, ihn auf etwas zurückzuführen, was sicherer und grundlegender ist als der Glaube – und das ist ein großes Missverständnis. Denn wie oben gezeigt, ist Glaubensgewissheit nicht das Ergebnis religiösen Fühlens, Erfahrens und Schlussfolgerns, sondern die Voraussetzung all dessen. Glaube ist kein Impuls, den der Mensch erdenkt, sondern einer, dem er erliegt. Wer aber braucht für solches „Erliegen“ Gründe? Begründet der Surfer die Welle, die ihn mitreißt? Begründet die Mutter die Liebe zu ihrem Kind? **„Gott hat die Unverschämtheit der Tatsache, nicht die Evidenz des Vernunftschlusses“**, sagt N. G. Dávila. Und darum ist auch die Gewissheit des Glaubenden, nicht „begründet“ (weder schlecht noch gut), sondern ist begründend. Sie beruht nicht auf konkreten Erfahrungen, sondern liegt allem religiösen Erfahren voraus, als das, was solches Erfahren ermöglicht. Glaubensgewissheit steht also nicht als Ergebnis am Ende einer Argumentation, sondern als Voraussetzung an ihrem Anfang. Und wenn der Glaubende diese Denkvoraussetzung auch täglich bestätigt findet, weil sie sich in seinem Leben bewährt, so wird er doch aus dieser Bewährung keine „Beweise“ drechseln. Denn den Zweifler überzeugen sie nicht. Und der Glaubende braucht sie nicht.

Gewissheit entsteht also nicht, wie Suchende und Zweifelnde sich das häufig vorstellen. Sie entsteht nicht dadurch, dass der Hunger nach Beweisen eines Tages durch immer mehr Argumente, Gründe und Indizien gestillt wird. Sondern sie entsteht, wenn dieser Hunger einfach aufhört. Denn was Glaubensgewissheit ausmacht ist nicht, viele Gründe zu haben, sondern keine zu brauchen.

Gründe und Gegen Gründe lassen sich im argumentativen Wettrüsten zwischen Gläubigen und Skeptikern beliebig vermehren. Und bei dem Versuch, sie gerecht gegeneinander abzuwägen, käme auch der Klügste zu keinem Ende. Wo aber Gewissheit nicht begründet wird, sondern Begründung ist, verlieren die intellektuellen Gefechte schlicht ihre Bedeutung. Während der Mensch noch ratlos aus dem Fenster schaut und das philosophische Schlachtfeld betrachtet, auf dem keine Seite gewinnen kann, tritt hinter ihm der Hl. Geist ins Zimmer und bringt eine Gewissheit mit, die aller gelehrten Debatten spottet:

Albert Einstein und der New Yorker Kardinal Spellmann kamen einmal ins Gespräch. Der große Physiker fragte, was der Kirchenfürst wohl tun würde, könnte man ihm exakt nachweisen, dass Gott nicht sei. Daraufhin soll der Kardinal gelächelt und geantwortet haben: „Ich werde warten, bis Sie Ihren Rechenfehler gefunden haben.“

16. Von Identität und Gelassenheit

Es ist merkwürdig, wenn der Mensch in sich eine Gewissheit entdeckt, die er sich nicht selbst verschafft hat. Doch wird er kaum darüber klagen. Denn was ist das Quälende und Beunruhigende an der Situation des Zweiflers? Es ist doch die Angst, man könnte nicht rechtzeitig die weltanschauliche Seite wechseln. Es ist die Furcht, man müsse vielleicht doch umschwenken, um bei denen zu sein, die Recht haben. Es ist die Sorge des Überläufers, sich falsch entscheiden zu haben, und am Ende bei den Verlierern zu stehen. Ja, es handelt sich eigentlich um die Not des jungen Bräutigams, der sich vorstellt, er könnte nach seiner Hochzeit einer noch tollereren Frau begegnen und die eingegangene Bindung bereuen.

Wann aber hört das auf? Es hört auf, wenn die Wahrheit, die sich ihm aufdrängt, so sehr ein Teil seiner Identität geworden ist, dass er auch noch daran festhielte, wenn alles dagegen spräche. Und der Zweifel verliert dann ganz von selbst an Relevanz. Er ist nicht weg und wird auch weder verboten, noch von Argumenten erdrückt. Der Zweifel bleibt immer möglich. Nur interessiert er nicht mehr. Denn wenn eine Gewissheit Teil der eigenen Identität geworden ist, warum sollte man dann über einen Wechsel nachdenken? Ist ein Wechsel aber faktisch ausgeschlossen, weil man mit einer bestimmten Überzeugung sich selbst aufgab, warum soll man dann noch unruhig sein? Wer seine Braut liebt, muss sie nicht ständig mit den anderen vergleichen, um sicher zu sein, dass er die Richtige liebt. Er tut es einfach.

Auf den Glauben bezogen heißt das, dass der Mensch sich irgendwann im Glauben vorfindet und feststellt, dass er nicht mehr anders kann – und auch nicht mehr anders will. Vielleicht wundert er sich selbst darüber, weil die argumentative Gemengelage gar nicht verändert scheint. Aber die vielen Gründe, die er im Stadium der Suche und der Unsicherheit brauchte, um sich zu beruhigen, braucht er plötzlich nicht mehr. Obwohl er immer noch weiß, dass er theoretisch irren könnte, lässt ihn dieses Wissen nun kalt. Denn mit dem Abwägen von „pro“ und „contra“ beschäftigt sich nur der, der bereit ist, bei einem ungünstigen Ergebnis den Kurs zu ändern. Wer seinen persönlichen Kurs aber so oder so beibehalten wird – was interessiert den noch das Geschäft des „Abwägens“?

Vielleicht hatte er sich früher schon vielfach in diese und in andere Weltsichten „hineingedacht“, um sie danach problemlos wieder abzulegen. Eines Tages aber dachte er sich in eine hinein, und vergaß, sich wieder „hinauszudenken“. Er blieb „drin“ und sie wurde ihm zur zweiten Haut, so dass er dieser Überzeugung gemäß zu sehen, zu reden und zu handeln begann. Er verwächst so sehr mit ihr, dass Überzeugung und Identität, Weltverständnis und Selbstverständnis eine untrennbare Einheit bilden. Wer aber braucht dann noch Gründe, um er selbst zu sein?

Hat einer wirklich Gewissheit erlangt, so unterliegt seine Überzeugung nicht mehr der Bedingung, sie müsse ihm das „Rechthaben“ garantieren oder auch nur wahrscheinlich machen, sondern sie ist zur bedingungslosen Überzeugung geworden, an der er festzuhalten entschlossen ist, selbst wenn dieses Festhalten zur Folge hätte, dass sein Lebensentwurf mit seiner Überzeugung widerlegt würde. „Right or wrong – my country“, sagen manche Patrioten, denn gegen das eigene Land zu stehen, würde für sie bedeuten, ihre Identität aufzugeben. Und in ähnlichem Sinne kann ein Christ zu seinem Gott sagen „Ich glaube, ich werde dir nachfolgen, selbst wenn du nicht existierst.“ (Adrian Plass). Wo solche Gewissheit herrscht, kommt es weniger darauf an, ob man „Recht hat“, sondern auf wessen Seite man steht. Der Gläubige würde an Gott festhalten, auch wenn noch viel mehr gegen ihn spräche. Und wenn er am Ende die Wahl hätte, ob er lieber mit dem Teufel triumphieren oder mit Christus unterliegen wollte, würde er es gewiss vorziehen, mit Christus gemeinsam widerlegt zu werden. Wer sich aber nicht mehr davor fürchtet, Unrecht zu haben und zu irren, weil es ihm wichtiger ist, auf einer bestimmten Seite zu stehen – braucht der noch ein Heer guter Gründe, um seine Überzeugung

zu stützen? Oder wird ihn ein ebenso großes Heer möglicher Zweifel beunruhigen? Nein. Denn das Geheimnis solcher Gewissheit ist nicht, viele Gründe zu haben, sondern keine mehr zu brauchen. Für den Glaubenden ist sein Glaube keine Meinung, die er „hat“, sondern die Mitte dessen, was er „ist“.

Der Glaube ist Teil seiner Identität, so dass er ihn nicht ablegen oder aufgeben könnte, ohne damit sich selbst abzulegen und aufzugeben. Es ist ein Glaube, der sich nicht einmal von Gott selbst irritieren lässt (vgl. Hiob 19,25!). Dass eine solche Haltung aber keineswegs als „irrational“ abgetan werden kann, beweist ein Blick auf die Gegenseite: Dort findet sie nämlich ihre Entsprechung in einem sehr respektablen Atheismus, der erklärt, er würde sich Gott verweigern „selbst wenn es ihn gäbe“.

17. Von dem, der in mir an sich glaubt

Sind sie in ihrem Kopf eigentlich allein? Die Frage klingt verdächtig. Doch ich gestehe ganz freimütig, dass ich mindestens zu dritt bin. Das erste ICH (1) handelt, geht, steht, redet und tut. Aber indem ich mir dessen bewusst bin und mich bei meiner aktuellen Beschäftigung beobachte, sind wir schon zwei: Denn hinter dem, der beobachtet wird (ICH 1), steht der, der ihn beobachtet (ICH 2). ICH (2) denke über das nach, was ICH (1) gerade tut. Und fast immer meldet sich noch ICH (3) zu Wort, das irgendwelche Kommentare zu dem hat, was ICH (2) ICH (1) gerade tun sieht. Die Stimme der Vernunft widerspricht gern dem Votum der Bedürfnisse, die Gefühle äußern sich ängstlich, während der Stolz Zuversicht verbreitet, das Gewissen erhebt Einspruch gegen die Vorschläge aus dem Bauch, und das Gedächtnis bringt warnend Erinnerungen ins Spiel. Oft ist es ein regelrechtes Stimmengewirr. Einer fällt dem anderen ins Wort. Doch ist es wirklich „ein Anderer“, der da redet? Bin es nicht immer ICH (1, 2, 3, 4, 5...)?

Ja: Auch wenn der Mensch sich psychisch ganz gesund fühlt, finden in seinem Kopf Streitgespräche statt. Und es ist normal, wenn er „mehrere Seelen“ in seiner Brust fühlt. Denn Vernunft, Gemüt, Gedächtnis, Gewissen, Wille, Stolz, Trieb und Gefühl interagieren heftig. Gerade, wenn es um Gott geht, kann es große innere Debatten geben, in denen sich Argumente und Gegenargumente gegenseitig aufheben, ohne dass eine Entscheidung möglich würde. Doch mitten hinein sagt dann einer „ICH glaube!“

„Warst du das?“ fragt dann das Gefühl die Vernunft. „Nein“, antwortet die Vernunft, „das muss der Willen gewesen sein“. Doch der Wille sagt „Ich war's auch nicht“ und fragt das Gewissen: „Kannst du plötzlich glauben?“ Jeder verneint. Alle Bestandteile des Bewusstseins werden verhört. Aber keiner will es gewesen sein. Die Instanzen unseres inneren Lebens sind tatsächlich – weder einzeln noch gemeinsam – in der Lage, glauben zu können.

Die Stimme aber, die sagt „ICH glaube!“, kehrt im inneren Gespräch immer wieder. Und sie wird sogar lauter und lauter. Der Mensch meint vielleicht, gute Gründe zu haben, weshalb er nicht glauben kann, will oder darf. Und doch vermag er auf die Dauer nicht zu leugnen, dass da „Etwas“ in ihm glaubt. Es ist die irritierende Erfahrung einer Instanz, die ich bin, und die doch zugleich mehr ist als ich. Diese Erfahrung ist schwer einzuordnen. Doch das Neue Testament bietet eine Erklärung an. Denn was sich da im inneren Stimmengewirr als fröhliche Gewissheit bemerkbar macht, ist nicht des Menschen eigener Geist, sondern es ist Gottes Geist im Menschen, der stellvertretend für den Menschen tut, was dieser nicht vermag.

Gott selbst ersetzt die Zuversicht, die der Mensch niemals aufbringen könnte. Er gibt die Beständigkeit und Klarheit, über die der Mensch nicht verfügt. Und weil Gott weiß, wie schwer der Mensch von Begriff ist und wie träge, vertritt der Hl. Geist ihn mit seinem Seufzen (Röm 8,26). Wenn der Christ nicht zu reden weiß, wird ihm zugesagt, dass der Hl. Geist durch ihn redet (Mt 10,20). Und wo er vergisst und verzagt, übernimmt es der Hl. Geist, zu erinnern und zu trösten. Bei alledem „wohnt“ der Hl. Geist im Menschen (Röm 8,11) und wirkt auf den menschlichen Geist ein. Er wird keineswegs identisch mit ihm. Und er setzt die normalen psychischen Funktionen auch nicht außer Kraft. Aber der Hl. Geist gibt dem menschlichen Geist Zeugnis davon, dass der Mensch Gottes Kind ist (Röm 8,16). Er klärt ihn über alles auf, was ihm von Gott geschenkt wird (1. Kor 2,12). Und nur aus diesem inneren Bezeugen des Hl. Geistes erwächst Glaubensgewissheit. Man könnte also sagen:

Streng genommen glaube nicht „ich“, sondern „es“ glaubt in mir, denn „ich“ bin gar nicht in der Lage dazu. Der Hl. Geist tut, was getan werden muss, um den Menschen in eine vertrauensvolle Beziehung zu Gott zu bringen. Er macht den Glaubenden zu seiner Wohnstatt und zu seinem Tempel (1. Kor 3,16). Und anders ginge es nicht. Denn in allem was Gott betrifft, ist des Menschen Geist spröde und kraftlos. Er kommt sich zwar klug vor, würde aber von sich aus nie Gewissheit erlangen. Darum muss Gott ihn teilhaben lassen an der Gewissheit, mit der Gott um sich selbst weiß (1. Kor. 2,11).

Was der Mensch durch eigenes Forschen, Prüfen und Kontrollieren nicht sicherstellen kann, wird ihm gewiss, wenn der Hl. Geist seinem Geist Einblick gewährt in das Wissen Gottes um sich selbst. Und obwohl dies immer eine „fremde“ Gewissheit bleibt, an der der Mensch nur partizipiert, reicht sie doch völlig aus, um ihm Frieden zu schenken. Denn plötzlich kann er sich an Gottes Zusagen genügen lassen. Und was ihm im Stadium des Zweifels schrecklich erschien, wird möglich:

Der Mensch kann akzeptieren, nicht klug zu sein „aus sich selbst“ und „für sich selbst“, sondern nur klug zu sein „in Gott“ und „durch Gott“. Er muss nicht die Kontrolle beanspruchen, sondern ist damit einverstanden, dass Gott sie hat. Der Mensch besitzt dann wieder die Fähigkeit, die er als Kind schon einmal hatte, als er trotz Nacht und Sturm und rasender Fahrt auf dem Rücksitz schlafen konnte, weil es der Vater war, der das Auto steuerte.

Solche Sorglosigkeit hat ihren Grund nicht in der Person dessen, der sich verlässt, sondern in der Person, auf die er sich verlässt. Und genau so erfährt es der Glaubende: Wer Gewissheit hat, gründet sie nicht auf seiner Prüfung, sondern auf Gottes Zusage. Er ist ohne Sorge (nicht obwohl, sondern) weil ein „anderer“ für die Wahrheit seines Glaubens bürgt – an dessen Treue er viel weniger zweifelt als am eigenen Scharfsinn. Mit Luthers Worten gesagt:

„Das ist der Grund, warum unsere Theologie Gewissheit hat: Sie reißt uns von uns selbst weg und stellt uns außerhalb unser, so dass wir uns nicht auf unsere Kräfte, Gewissen, Sinn, Person, auf unsere Werke stützen, sondern auf das, was außerhalb unser ist, nämlich auf die Verheißung und Wahrheit Gottes, der nicht täuschen kann.“

18. Vom Erkennen und Erkannt-werden

Das menschliche Streben nach Erkenntnis beruht nicht auf interesseloser Neugier. Und es geht dabei auch nicht bloß um ein Wissen um des Wissens willen. Sondern es geht um die möglichst zutreffende Erkenntnis der Umwelt, die zur Durchsetzung des eigenen Lebenswillen nötig ist. Der Mensch braucht umfassende Informationen über seine Situation, um situationsgerecht handeln zu können. Und nur situationsgerechtes Handeln hat Aussicht auf Erfolg – weshalb man zu Recht sagt, Wissen sei „Macht“.

Wissen verleiht dem Wissenden tatsächlich Macht, denn wer die Gesetzmäßigkeiten und die Bestandteile seiner Umwelt kennt, kann effektiv auf sie einwirken. Auch Menschen lassen sich beherrschen, wenn man genug über sie weiß. Denn wer den anderen durch und durch kennt, kann seine Reaktionen voraussagen, seine Schwächen ausnutzen, sein Verhalten lenken und in die eigenen Pläne einkalkulieren. Das, worüber ich Bescheid weiß, kann ich mir dienstbar machen. Wissen ist Macht.

Dem Menschen steht aber keine Macht zu – über Gott seinen Schöpfer. Und genau darum „wissen“ wir nichts über Gott. Er ist kein Forschungsobjekt, das sich von einem menschlichen Subjekt begreifen, sezieren oder analysieren ließe, sondern – wo er wirklich begegnet – kehrt er das Rollenverhältnis um. Bevor Erkenntnis Gottes möglich wird, muss Gott den danach Fragenden samt seiner Frage korrigieren und muss ihn in eine Gott gegenüber angemessene Haltung bringen. Denn sonst versucht der Mensch voller Naivität seinen Schöpfer erkenntnismäßig „in den Griff zu kriegen“, wie irgendeinen Bestandteil der Schöpfung.

Er weiß ja wirklich nicht, wen er vor sich hat! Gewohnt, sich aller Dinge durch Wissen zu bemächtigen, versucht menschliche Neugier, sich auch Gottes zu bemächtigen, um auch diesen „Faktor“ möglichst effektiv in die eigenen Pläne einzukalkulieren. Man will das Erkannte unter Kontrolle bringen und durchschauen, um es den eigenen Wünschen dienstbar zu machen. Man studiert das Phänomen, um Überraschungen auszuschließen und Reaktionen vorauszusa-

gen. Man will einschätzen, welcher Nutzen hier zu ziehen bzw. welcher Schaden zu befürchten ist. Es geht um Absicherung und Beherrschbarkeit. Und diese Verfahren ist – angewandt auf die uns umgebende Welt! – auch gar nicht zu beanstanden. Sich durch Erkenntnis der Welt zu bemächtigen, ist die große Stärke des Menschen. Es funktioniert hervorragend mit allem, was unter dem Menschen steht, nämlich mit den tierischen, pflanzlichen und mineralischen Bestandteilen der Welt. Um diese Welt zu bebauen, zu bewahren und zu beherrschen ist dem Menschen der Verstand gegeben! Doch wenn er dasselbe Verfahren auf Gott anwendet, behandelt er den, der weit über ihm steht, als stünde er unter oder neben ihm. Sich Gottes erkennend bemächtigen zu wollen, wie man eine tote Fliege unters Mikroskop legt, zeugt von völliger Verkennung der menschlichen Lage. Es ist ein Versuch, der ins Leere laufen muss. Denn es liegt schon im Begriff Gottes, dass eine Begegnung mit ihm, nur unter umgekehrten Vorzeichen stattfinden kann: Gott nimmt Kontakt auf zu seinen Bedingungen.

Er will den Suchenden durchaus Gewissheit schenken. Aber nicht so, dass wir Menschen sie uns verschaffen, wie wir uns alles verschaffen (und dabei dieselben bleiben), sondern so, dass wir empfangend zum eigenen Vorteil korrigiert werden. Das Wild schenkt sich dem Jäger, aber nicht als Beute. Und weil dabei das Erkenntnisvermögen des Menschen nicht die Rolle spielen darf, die es gerne spielen würde, ist eine gewisse Kränkung unvermeidlich.

Der Skeptiker hatte ja erwartet, er könne das „pro“ und „contra“ des Glaubens aus sicherer Distanz abwägen, das Übergewicht einer Seite objektiv feststellen – und erst dann seine Entscheidung treffen, wenn das Irrtumsrisiko ausgeschlossen ist. Doch der einzige Weg, auf dem Gewissheit erlangt werden kann, ist einer, der sich menschlicher Kontrolle entzieht. Gott begegnet, lässt sich aber nicht sicherstellen. Gewissheit kann gefunden werden. Doch ihr Fundament liegt nicht dort, wo Rationalisten es suchen. Denn der Glaube hat seine eigene Form der Evidenz, die sich mit der Evidenz des Denkens nicht einfach verrechnen lässt.

Der Glaube wird nicht glaubwürdig durch externe Bestätigungen, die fremde Instanzen ihm zubilligen, sondern er überwältigt den Gläubigen durch die Luft, die er ihm zu atmen gibt. Auch die Bibel leiht sich ihre Autorität nicht etwa von Historikern, die ihr „Echtheit“ bescheinigen, sondern imponiert durch ihre Macht, Leser in ein neues Gottesverhältnis zu überführen. Gottes Wort braucht keine andere Autorität als nur die, die es sich seit Jahrhunderten immer wieder selbst verschafft. Wer das aber erfahren hat, sucht für seinen Glauben keine argumentativen Krücken mehr, sondern bestätigt, dass Dávila Recht hat: *„Die Glaubensbeweise sind dem Glauben immanent, wie die wissenschaftlichen Beweise der Wissenschaft.“*

Gibt es überhaupt Gründe für den Glauben, so liegen sie in seinem Gegenstand. Und anderer Gründe bedarf niemand. Denn Glaubensgewissheit ist nicht da am größten, wo sie die stärksten Argumente hat, den größten Nutzen bringt oder die meisten Befürworter findet, sondern wo sie ihre Argumente vergessen hat und der Nutzen ihr egal ist.

19. Vom Anspruch auf Objektivität

Ein Skeptiker, der bis zu diesem Punkt gefolgt ist, wird vielleicht einwenden, die hier beschriebene Glaubensgewissheit sei eine ganz „subjektive“ Gewissheit und könne daher keinen Anspruch auf „Wahrheit“ erheben. Aber was besagt es eigentlich, wenn man die Schlagworte „subjektiv“ und „objektiv“ einander gegenüberstellt? Nicolás Gómez Dávila sagt: *„Subjektiv ist, was nur ein Subjekt wahrnimmt, objektiv, was alle Subjekte wahrnehmen; aber sowohl das Objektive als auch das Subjektive kann wirklich oder fiktiv sein.“* Wir nehmen das auf und unterscheiden wie folgt:

Die Überzeugung eines Menschen wird „subjektiv“ genannt, wenn entweder (A →) die Wahrnehmung, der diese Überzeugung entspringt, nur ihm als Subjekt zugänglich und vollziehbar ist, oder (B →) sich der Geltungsbereich dieser Überzeugung auf das Subjekt beschränkt: Die entsprechenden Aussagen gelten „nur für ihn“.

(Nebenbemerkung: Überzeugungen, die in dem Sinne „subjektiv“ wären, dass sie keinen Anspruch auf Wahrheit enthielten, gibt es nicht, denn sie würden aufhören Überzeugungen zu sein).

Von „Objektivität“ ist hingegen zu sprechen, wenn entweder (C →) die Wahrnehmung, der eine Überzeugung entspringt, allen denkenden Subjekt zugänglich und nachvollziehbar ist, oder (D →) der Geltungsbereich dieser Überzeugung alle denkbaren Subjekte einschließt: Die entsprechenden Aussagen gelten „für alle“.

Zu A: Die hier beschriebene subjektive Wahrnehmung verdankt sich Erfahrungen, die nicht für andere Subjekt reproduziert werden können, sei es, weil sie nicht von jedem Standort, nicht zu jeder Zeit oder nicht ohne gewisse mentale Voraussetzungen zu machen sind. Vielleicht sind diese Erfahrungen „induzierbar“. Übertragbar sind sie jedenfalls nicht. Ein geringerer Grad von Gewissheit muss ihnen deswegen aber nicht eignen: Bei hinreichender Intensität können sie zu zweifelsfreier Gewissheit führen.

Zu B: Auch Aussagen können subjektiv genannt werden, wenn sich ihre Geltung auf das wahrnehmende Subjekt und seine persönliche Perspektive oder Situation beschränkt („Die Marmelade schmeckt mir nicht.“ / „Ich kann die Sonne von hier aus nicht sehen.“ / „Ich liebe dieses Frau.“).

Wird der Bezug zum Subjekt deutlich genug ausgesprochen, und damit die Perspektive benannt, für die die Aussage Gültigkeit beansprucht („mir“ / „ich“ / „von hier aus“), so kann die Aussage als „wahr“ oder „falsch“ bewertet werden. Dass sie aber nur für den Betreffenden „wahr“ sei und für andere nicht, ist Unsinn: Wenn die Marmelade dem Betreffenden nicht schmeckt, kann das dem Rest der Menschheit egal sein – „wahr“ ist es aber auch „für die anderen“.

Zu C: Eine objektive Wahrnehmung verdankt sich Erfahrungen, die jedem vernünftigen Gesprächspartner zwingend demonstriert werden können, weil der Sachverhalt, um den es geht, einer gemeinschaftlichen Kontrolle und Prüfung zugänglich ist: Jeder denkende Mensch muss einsehen, dass es sich so verhält. Ein Konsens vieler Subjekte verstärkt natürlich die Gewissheit ihres Urteils, weil sie sich ihre Beobachtungen wechselseitig bestätigen können.

Zu D: Aussagen können objektiv genannt werden, wenn sie sich in ihrer Geltung so verallgemeinern lassen, dass sie eine Vielzahl von Subjekten, alle denkbaren Subjekte oder die Wirklichkeit als solche betreffen.

Häufig wird zwischen der Subjektivität der Wahrnehmung und der Subjektivität der Aussage nicht ausreichend unterschieden, weil man voraussetzt, aus subjektiver Wahrnehmung könnten sich nur Aussagen von subjektiver Geltung ergeben, während aus objektiven Wahrnehmungen immer objektive Aussagen resultierten. Doch kann sehr wohl eine Verschränkung stattfinden in dem Sinne, dass objektiv erkannt wird, was nur ein Subjekt betrifft, und dass subjektiv erkannt wird, was alle betrifft. Es gibt demnach:

◆ Subjektive Wahrnehmungen, die zu subjektiven Aussagen führen. (*Je länger ich der Oper lauschte, desto klarer wurde mir, dass ich den Blues liebe.*)

◆ Subjektive Wahrnehmungen, die zu objektiven Aussagen führen. (*Nur einer hatte das ferne Heulen der Wölfe gehört und wusste um die Gefahr, in der die Expedition schwebte.*)

◆ Objektive Wahrnehmungen, die zu subjektiven Aussagen führen. (*Alle Party-Gäste merkten, dass er betrunken war. Und er leugnete es nicht.*)

◆ Objektive Wahrnehmungen, die zu objektiven Aussagen führen. (*Als alle nachgerechnet hatten, wussten sie, dass der Treibstoff noch für drei Flugstunden reichen würde.*)

Und wenn der Flieger doch schon nach 2 ½ Stunden abstürzt? Dann bestätigt sich, was Dávila sagt: „...**sowohl das Objektive als auch das Subjektive kann wirklich oder fiktiv sein.**“ Was be-

deutet das aber für den Wahrheitsanspruch des Glaubens? Den obigen Ausführungen zufolge gehört der Glaube in den Bereich subjektiver Wahrnehmung. Seine Gewissheit beruht auf einer Wandlung des Urteilenden, die nicht allen Urteilenden widerfährt. Glaubensüberzeugungen lassen sich darum dem, der an seinen Zweifeln festhält, nicht zwingend „demonstrieren“. Doch ist damit über ihren Wahrheitsgehalt noch nicht entschieden. Denn es ist durchaus möglich, dass subjektive Wahrnehmung nicht nur zu objektiven (alle betreffenden), sondern auch zu wahren Aussagen führt.

Vieles ist klar, was nicht jedem klar ist. Vieles ist wahr, was nicht jeder merkt. Darum kann der Glaubende durchaus dem Mann entsprechen, der allein die Wölfe heulen hörte. Seine Wahrnehmung ist „subjektiv“, da nicht jeder hörte, was er hörte. Weil die Wölfe aber „wirklich“ sind, gilt die „objektive“ Bedrohung, die von ihnen ausgeht, allen Mitgliedern der Expedition. In demselben Sinne wird der Glaubende für seinen Glauben eine „Wahrheit“ beanspruchen, die zwar nicht alle erkennen können, die aber dennoch für alle Geltung hat: Wenn Gott ist, ist er der Gott derer, die von ihm wissen – und der anderen auch. Was also soll es besagen, wenn man die Überzeugung der Glaubenden „subjektiv“ nennt?

Soll damit nur gesagt sein, dass diese Überzeugung nicht auf dem Wege menschlichen Erkennens gewonnen und aus diesem hergeleitet werden kann, so ist das zuzugestehen. Doch ergibt sich aus den oben aufgezeigten Grenzen menschlichen Erkennens, dass in diesem Sinne alle Weltanschauungen „subjektiv“ sind.

Auch der Atheismus ist nicht „objektiv“ im Sinne demonstrierbarer Beweise. Und dennoch ist klar, dass, wenn seine These wahr wäre, die Nicht-Existenz Gottes nicht nur für Atheisten ein relevantes Faktum wäre, sondern für alle Menschen. Der Hinweis auf die „Subjektivität“ einer Überzeugung besagt also hinsichtlich ihres Wahrheitsanspruches gar nichts.

20. Von den „natürlichen“ Erklärungen

Wenn jemand die Entstehung von Glaubensgewissheit auf das Wirken Gottes zurückführt, provoziert er damit Widerspruch. Denn ein anderer, der diese Gewissheit nicht teilt und mit Gottes Wirken nicht rechnet, hat immer die Möglichkeit, dem Phänomen eine „natürliche“ Erklärung zu geben.

Er wendet dann z.B. das Instrumentarium der Psychologie auf die oben beschriebenen Bewusstseinsprozesse an, analysiert den Vorgang der „Bekehrung“ und deckt dabei möglicherweise „unbewusste“ Zusammenhänge auf. Es gibt immer genug biographische, soziale und innerpsychische Faktoren, die zur Erklärung herangezogen werden können, wenn man vom Heiligen Geist nicht reden mag.

Und entsprechend leicht erringt der Kritiker des Glaubens das, was er für seinen Triumph hält: Er meint dass dort, wo er „natürliche“ Ursachen aufgedeckt hat, ein „übernatürlicher“ Einfluss automatisch ausgeschlossen sei. Psychologische und theologische Erklärungsmuster stellt er als einander ausschließende Alternativen gegenüber. Er ist überzeugt, dass dort, wo „Natur“ wirkt, nicht „Gott“ wirken kann – und umgekehrt. Er meint, die Feststellung eines Kausalzusammenhangs schließe ein „Wunder“ aus – und ein „Wunder“ den Kausalzusammenhang.

Doch ist das eine ziemlich naive Vorstellung, die dem Glaubenden wenig Eindruck machen muss. Denn die Welt begrenzt ja nicht Gott, wie das Ufer das Meer begrenzt. Sondern die Schöpfung wird (einschließlich aller physischen und psychischen Kausalitäten) immer und überall vom Wirken ihres Schöpfers durchdrungen, der in der Regel nicht gegen und ohne, sondern in und mit den natürlichen Prozessen handelt:

Das tägliche Brot kommt nicht vom Bäcker oder von Gott, sondern Gott bedient sich des Bäckers, um seinen Geschöpfen das tägliche Brot zu verschaffen. Der Mensch hat das Leben nicht von seinen Eltern oder von Gott, sondern Gott bedient sich der Eltern, um dem Kind das Leben zu schenken. Für Ordnung und Sicherheit sorgt nicht der Staat oder Gott, sondern Gott kann sich des Staates bedienen, um Ordnung und Sicherheit zu gewährleisten.

Mit anderen Worten: Für den Glaubenden ist es selbstverständlich, dass Gott natürliche Prozesse in seinen Dienst nimmt, ohne dass dabei der Charakter des wunderbaren und göttlichen schwindet. Er kann darin zwei Seiten derselben Medaille sehen. Was also würde es ändern,

wenn psychologisierende Kritiker eine vollständig „natürliche“ Erklärung des Glaubens vorlegen? Es hätte nicht die erhoffte Wirkung, dem Glauben dadurch den Boden zu entziehen, dass man ihn auf etwas anderes zurückführt als auf Gottes Geist, sondern es gäbe dem Glaubenden nur näheren Einblick in die Wirkweise des Heiligen Geistes – so wie ihm die Biologie näheren Einblick gibt in die Wirkweise seines Schöpfers:

Ein Christ, der sich mit der embryonalen Entwicklung und dem Vorgang der Geburt beschäftigt, erfährt viel darüber wie Gott ihn geschaffen und ins Leben gerufen hat. Aber auf die Überzeugung dass ihn Gott geschaffen hat, wirkt sich dieses biologische Wissen weder positiv noch negativ aus. Und genauso ergeht es einem Christen, der sich mit der Entstehung seines Glaubens beschäftigt. Er kann viel darüber erfahren wie Gott ihm Glaubensgewissheit schenkte. Aber auf die Überzeugung dass Gott sie ihm geschenkt hat, wird sich dieses psychologische Wissen weder positiv noch negativ auswirken.

Kann der Glaubende sich seine Gewissheit nicht erklären, ohne sie auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückzuführen, beweist das nicht ihren „übernatürlichen“ Ursprung. Doch gilt ebenso das Umgekehrte: Wenn der Skeptiker meint, eine „natürliche“ bzw. „psychologische“ Erklärung der Glaubensgewissheit gefunden zu haben, schließt das ein Wirken des Hl. Geistes keineswegs aus.

Berührt es da nicht seltsam, wenn Kritiker der Religion entgegenhalten, sie sei „nichts als“ ein erklärliches Produkt psychischer Prozesse – und das mit dem Pathos großer Enthüllung tun? Selbst wenn der Glaube eines Menschen als Gehirnfunktionen identifiziert und gemessen werden könnte, würde daraus keineswegs folgen, dass er „nichts als“ das sei. Denn logisch folgt ja aus der Entdeckung, etwas sei „auch das“ keineswegs, dass es „nur das“ und insofern „nichts als das“ sei. Es kann sehr wohl „das“ – und zugleich noch „viel mehr“ sein!

Kann man einem verliebten jungen Mann nicht nachweisen, dass seine Liebe mit biochemischen Prozessen in seinem Gehirn einhergeht? Er hat keinen Grund es zu leugnen. Aber würde er deswegen zugeben, seine Liebe sei „nichts als“ ein biochemischer Prozess, und könne eben deshalb nicht der große Wendepunkt seines Lebens sein? Vernünftiger Weise würde er darauf beharren, dass sie beides zugleich ist! Warum also sollte der religiöse Mensch sich die grobe Alternative aufzwingen lassen, dass sein Glaube entweder ein psychischer Prozess oder eine Wirkung des Heiligen Geistes sein müsse? Er kann sehr wohl beides sein, ohne dass diese beiden Dimensionen derselben Sache einander stören müssten.

Ein Altar kann sehr wohl das Produkt eines Handwerkers sein und ein Ort göttlicher Gegenwart. Eine Hostie kann beim Abendmahl Brot sein und der Leib Christi. Der Urknall kann ein physikalischer Prozess sein und Gottes Schöpfungstat. Jesus kann aus Fleisch und Blut bestehen und Gottes Sohn sein. Die Bibel kann menschliche Autoren haben und als Gottes Wort ihre Wirkung tun. Wer aber nur eine Dimension der Sache sieht, und meint, damit die jeweils andere Dimension ausgeschlossen zu haben, begeht nicht bloß einen logischen Fehler, sondern bleibt auch hinter dem zurück, was religiöse Menschen seit Jahrtausenden geläufig ist: Göttliches Handeln steht nicht in Alternative zu menschlichem Handeln, und Vorsehung nicht zu Physik. Warum also macht man so großes Wesen um die Entdeckung, dass der Heilige Geist sich psychischer Gesetzmäßigkeiten bedient?

21. Warum so und nicht anders?

Warum lässt Gott den Menschen erst mit seinen weltanschaulichen Fragen ins Leere laufen (Teil 1), um ihm dann auf ganz andere Weise doch zu antworten (Teil 2)? Ist es nicht grausam, dass er sich dem suchenden Menschen so lange entzieht? Man muss die Gegenfrage stellen: Was würde es bedeuten, wenn Gott sich auf den Wegen finden ließe, auf denen der Mensch ihn sucht? Würde Gott, wenn er die Suche gelingen ließe, nicht die Denkvoraussetzungen bestätigen, unter denen der Mensch gesucht hat – und damit seinen Irrtum befestigen? Kann Gott die Frage des Menschen „richtig“ beantworten, solange die Haltung des Fragenden „falsch“ ist? Wäre nicht denkbar, dass zuvor der Fragende samt seiner Frage korrigiert werden muss? Wie notwendig das ist, erkennt man, wenn man sich vor Augen führt, von welchen Voraussetzungen die Suchenden ausgehen:

- Der Mensch fragt nach Gott nicht um Gottes willen, sondern fragt, weil er die Rahmenbedingungen seines Handelns durchschauen, und das erworbene Wissen für die Durchsetzung seiner Interessen nutzen will. Wie bei jedem anderen „Forschungsprojekt“ ist das primäre Ziel des Menschen nicht Gott selbst, sondern der Vorteil, den er aus der Kenntnis Gottes zu ziehen hofft. Gott interessiert, insofern er als Mittel gebraucht oder als Hindernis umgangen werden kann.
- Der Mensch, der den Wahrheitsanspruch des Glaubens prüfen will, setzt unkritisch voraus, dass Gott, als zentraler Inhalt des Glaubens, seinem Prüfungswunsch unterworfen werden kann. Er fordert, dass Gott sich vor ihm legitimieren müsse, bevor er bereit ist, ihn als „seinen“ Gott gelten zu lassen. Der Mensch stellt Bedingungen auf, von denen er die Anerkennung Gottes abhängig macht, und begibt sich damit Gott gegenüber in die Rolle eines Gutachters oder Punktrichters.
- Der Mensch, der nach Vergewisserung strebt, möchte Schwankendes und Zweifelhafte sicherstellen, indem er es von Festem und Gewissen ableitet. Was aber ist für ihn „zweifelhaft“ und was „gewiss“? Die eigene rationale, emotionale und sensitive Kompetenz setzt der Mensch als „gewiss“ voraus. Gott hingegen scheint ihm „zweifelhaft“. Er will erkennend sicherstellen, dass Gott da ist, und merkt nicht einmal, dass er damit den absurden Versuch unternimmt, die Kaimauer zu sichern, indem er sie an seinem Ruderboot festbindet.
- Der Mensch, der in derselben Weise nach Gott fragt, wie er nach anderen Dingen fragt, unterstellt dabei, Gott können ihm als „Subjekt“ zum beobachtbaren „Objekt“ werden. Er macht Gott zum Gegenstand seiner Untersuchung, ignoriert den kategorialen Unterschied von Schöpfer und Geschöpf, und nimmt darum an, das Geschöpf könne im Laufe der Untersuchung Herr des Verfahrens bleiben. Er beansprucht Kontrolle und will zu seinen Bedingungen Gott erkennen – nicht aber zu Gottes Bedingungen.
- Wie bei anderen „Entdeckungen“ würde der Mensch sich selbst zu Gute zu halten, wenn seinem Erkenntnisstreben Erfolg beschieden wäre. Er würde gelingende Gotteserkenntnis auf seine rationalen, emotionalen und sensitiven Bemühungen zurückführen und das errungene Wissen wie eine Jagdtrophäe nach Hause tragen: Er hätte sich dann seines Schöpfers erkennend bemächtigt und ihm sein Geheimnis entrissen.

Muss man da noch fragen, warum Gott das menschliche Erkenntnisstreben ins Leere laufen lässt? Die Haltung, in der sich der Mensch Gott nähert, mag weltlichen Dingen gegenüber angemessen sein – doch Gott gegenüber ist sie anmaßend. Denn das Geschöpf verlangt vom Schöpfer den Nachweis seiner Existenz und versucht ihn nach der menschlichen Elle zu messen. Was aber würde folgen, wenn der Mensch damit zum Ziel käme? Würde er sich nicht bestätigt fühlen? Blicke er nicht gerade so der Wahrheit fern? Und wenn es so ist: Ist dann nicht das Schweigen Gottes die nötigste und hilfreichste Antwort auf eine falsch gestellte Frage?

Ja: Wenn die Wahrheit sich der Neugier verweigert, und gerade durch diese Verweigerung die Pforten des Verständnisses öffnet, ist das ein Geschenk. Und wenn die unter falschen Voraussetzungen empfangene Wahrheit, wahres Verstehen unmöglich machte, wäre dieses Empfangen eine Form des Entzugs. Darum kann und will Gott dem menschlichen Erkenntnisstreben nicht nachgeben, ohne zugleich seine anmaßenden Voraussetzungen zu korrigieren. Des Menschen Erwartung muss frustriert werden, weil Gottes Antwort eine Wandlung des Fragens erfordert. Der Mensch darf sich die Erkenntnis Gottes nicht wie eine Beute aneignen, sondern nur wie ein ungeschuldetes Geschenk. Und das heißt: Indem Gott den kognitiven Zugriff scheitern lässt, verfährt er genauso, wie bei der Eroberung Jerichos. Die Israeliten sollten Jericho nicht durch die Macht ihrer Waffen erobern, sondern nur durch den Lärm ihrer Posauen, damit sie später nie sagen könnten, sie hätten sich die Stadt mit eigener Macht genommen. Es sollte stets in Erinnerung bleiben, dass Gott ihnen die Stadt schenkte. Und aus eben demselben Grund kann und soll niemand mit den Waffen menschlicher Neugier und Erkenntnis die Gewissheit des Glaubens erstreiten.

Mit den Worten des Neuen Testaments gesagt:

„Was tönicht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Geringe vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist, damit sich kein Mensch vor Gott rühme.“ (1.Kor 1,27-29)

Soll das „Rühmen“ dauerhaft ausgeschlossen sein, so muss Gott dem Skeptiker auf andere Weise gnädig sein, als der es sich erträumt. Und er tut recht daran. Denn schließlich gewährt Gott dem Menschen auch das Leben anders, als er es von sich aus will – nämlich nicht so, dass er sein eigener Schöpfer würde. Gott gewährt dem Menschen Gerechtigkeit anders, als er es von sich aus will – nämlich nicht so, dass er ohne Vergebung auskäme. Und konsequenter Weise verleiht Gott auch Gotteserkenntnis anders, als der Mensch sie von sich aus anstrebt – nämlich nicht durch erkennenden Zugriff, sondern nur durch das geschenkte, dem menschlichen Geist ganz unerschwingliche Vermögen, an Gottes Selbstzusage Genüge zu haben.

Glaube entsteht nicht dadurch, dass Gott den Hunger unserer Vernunft nach guten Gründen stillte, sondern er entsteht, wenn Gott diesen Hunger verlöschen lässt. Und wenn die menschliche Vernunft darüber grollen will, ändert das nichts. Gottes Geist ist im Glaubenden stellvertretend gewiss, indem er ihm die Angst vor dem Irrtum nimmt. Er tut das aber nicht so, dass er dem Glaubenden zwingende Gründe und Beweise lieferte, sondern indem er ihn zum Vertrauen befähigt, wo die Vernunft keine hinreichenden Gründe sieht.

Wenn also der, der nach weltanschaulicher Wahrheit fragt, in ein erkenntnistheoretisches Dilemma gerät (vgl. Teil I), ist das nicht auf eine Panne zurückzuführen, die dem Schöpfer unterlief, als er den Menschen erkenntnistheoretisch unzureichend ausstattete. Sondern es ist Absicht. Es soll und muss so sein, damit der Eigensinn der Vernunft gebrochen, und der Mensch zum Eintritt ins Heiligtum tauglich wird.

Natürlich wollte der Skeptiker lieber, dass Gott sich anders zu erkennen gäbe, damit er auf gesicherter Grundlage, sich frei zu Gott verhalten könnte (ihn wählend oder verwerfend). Doch Gott führt die Dinge so, dass der Mensch sich erkennen muss, als der, der er ist – und sich nun Gott frei zu ihm verhält (ihn erwählend oder verwerfend!). Der Jäger, der auszog, die Wahrheit zu fangen, kommt nach langen Streifzügen bei sich selber an. Das Wild hat sich seinem Zugriff entzogen, hat ihn aber zugleich gezwungen, seine Grenzen zu sehen. Am Ende ist der Jäger gefangen von dem, den er fangen wollte. Er ruft „Ich hab's!“ – aber im Grunde hat es ihn. Denn Gott gewährt ihm die Begegnung nur zu seinen Bedingungen. Doch muss man darin ein Unglück sehen?

Freilich nimmt es sich aus wie ein eigentümlicher Scherz: Der Mensch wollte wissen, wie es ist – weiß nun, wer er ist – und Gott weiß es auch – und lacht. Der Glaube nimmt den Menschen gefangen, ohne ihm Beweise zu liefern, und verändert ihn, ohne um Erlaubnis zu fragen. Das ist eigenartig. Und doch sieht man ein, dass der Mensch nicht anders zur Wahrheit gelangt. Denn Kierkegaard hat Recht:

„Wahrheit wissen folgt ganz von selbst aus Wahrheit sein, nicht umgekehrt; ...Wahrheit sein ist eins mit Wahrheit wissen, und Christus hätte die Wahrheit nie gewusst, wo er sie nicht gewesen wäre; und kein Mensch weiß mehr von der Wahrheit als was er von der Wahrheit ist.“

22. Zweite Bilanz

Es stimmt, was H. F. Amiel gesagt hat: „Glaube ist Gewissheit ohne Beweis“. Doch haben wir gezeigt, dass die Gewissheit des Glaubens – wenn auch ohne Beweis – so doch nicht ohne Grund ist. „Gewiss“ ist dem Menschen, woran er nicht zweifelt. Dies Nicht-Zweifeln aber muss seinen Grund nicht darin haben, dass der Zweifel auf dem Wege des Beweises ausgeräumt wurde. Das Nicht-Zweifeln kann auch darauf beruhen, dass die Voraussetzungen des Zweifels hinfällig werden. Und eben das geschieht im Glauben:

Der Skeptiker zweifelt, weil er fürchtet, von Gott getäuscht zu werden. Dem Gläubigen aber

kommt diese Furcht schlicht abhandeln. Er verliert sie, ohne den Vorgang des Verlustes genau erklären zu können. Der Skeptiker traut seinem Verstand zu, ihm mit Hilfe des Zweifels die nötige Klarheit zu schaffen. Der Gläubige hingegen erkennt die weltanschauliche Inkompetenz der menschlichen Erkenntnisorgane. Der Skeptiker erwartet, dass sich Gewissheit aus einer erweiterten Kenntnis der äußeren Welt ergeben müsste. Doch der Gläubige erlebt, dass Gott seine Fragen durch die innere Umwandlung des Fragenden beantwortet. Der Skeptiker macht sein Selbstverständnis von dem abhängig, was Zweifel, Kritik und Vernunft für wahrscheinlich erklären. Dem Gläubigen hingegen wäre es egal, Unrecht zu haben, wenn er nur Unrecht hätte gemeinsam mit Christus.

Der Skeptiker will sich durch seinen Zweifel selbst vergewissern. Der Gläubige aber überlässt es Gottes Geist, stellvertretend für ihn zu tun, was Menschegeist nicht vermag. Die Skepsis des einen ist durch Argumente bedingt und will durch Argumente geheilt werden. Die Gewissheit des anderen ist seltsam „unbedingt“. Der Skeptiker muss die Frage seiner Identität vorläufig offen lassen. Dem Glaubenden verschmilzt seine Identität mit der von Gott gegebenen Antwort.

Der Skeptiker will Gott erkennend ergreifen. Der Glaubende weiß sich ergriffen. Für den Skeptiker bleibt Gott das Objekt seines Forschens. Für den Gläubigen ist er das Subjekt seines Glaubens. Der Skeptiker stellt alles unter Vorbehalt, um seine Ansichten jederzeit korrigieren zu können. Der Glaubende vertraut vorbehaltlos dem, der ihn korrigiert hat. Dem Einen gilt die Weisheit dieser Welt als letzte Instanz. Und der Andere gibt einer höheren Autorität Rechenschaft.

Ist ein Gespräch unter so verschiedenen Voraussetzungen überhaupt noch möglich? Oder muss man es bei der Feststellung bewenden lassen, dass zwischen dieser Art der „Suche“ und jener Form des „Findens“ eine unüberbrückbare Kluft besteht?

Zumindest trägt es zur Klarheit bei, die gegensätzlichen Erwartungen offen zu benennen. Denn – ohne sich das immer bewusst zu machen – erwartet der Skeptiker, dass die Klärung weltanschaulicher Fragen auf dem gewohnten Wege menschlicher Vergewisserung zu erfolgen hat (oder gar nicht).

Er möchte von konkreter Anschauung und Prüfung (1) fortschreiten zu gesicherten Erkenntnissen (2), will davon Grundgewissheiten ableiten, auf deren Grundlage er sein Dasein verstehen kann (3), und will erst zuletzt in diesen Rahmen die eigene Rolle einzeichnen (4). Wenn er sich dabei auf Gott einlässt, soll man ihm vorher beweisen, dass das ohne Risiko geschieht (5). Nur so scheint es ihm zumutbar.

Doch der tatsächliche Ablauf, den wir in Teil II dieses Buches skizziert haben, ist ganz anders und kehrt die erwartete Reihenfolge um: Denn Gott erlaubt sich, einfach da zu sein (1) und verwandelt den Menschen, ohne dass dieser dabei die Kontrolle behielte (2). Gott weist ihm eine neue Rolle zu (3). Er verleiht ihm eine Gewissheit, die evident ist, ohne begründet zu werden (4). Und erst zuletzt – unter dem Eindruck dieser Gewissheit – beginnt der Mensch seine Welt neu wahrzunehmen (5).

Das ist eindeutig nicht der Weg des Erkennens, den der Mensch sich vorgestellt hat. Denn hier bringt nicht Erkenntnis Bekehrung hervor, sondern Bekehrung Erkenntnis. Die Vernunft muss im Nachhinein feststellen, dass das Entscheidende ohne ihr Zutun geschah. Aber darf sie es übel nehmen? Darf der Mensch gebannt in eine bestimmte Richtung starren, aus der er die Wahrheit erwartet, und gekränkt sein, wenn sie von der anderen Seite angeschlendert kommt?

Teil III:

Vom „Bruch“ – und seinen Konsequenzen

23. Der „Bruch“ und seine Notwendigkeit

Offenkundig gibt es zwischen dem ersten und dem zweiten Teil dieses Buches einen Bruch. Der Zweite folgt dem Ersten nicht „notwendig“ und folgt auch nicht „aus“ ihm, sondern folgt durchaus überraschend. Denn der Mensch, der sich durch Beobachtung und Nachdenken Gewissheiten verschaffen will, und an den Grenzen seines Erkenntnisvermögens scheitert, hat keinen Grund zu erwarten, dass ihm Gewissheit noch auf anderem Wege zuteil werden könnte. Zwischen der Ungewissheit des Denkens und der Gewissheit des Glaubens besteht eine biographische Kontinuität, weil der Glaubende derselbe ist, der vorher zweifelte. Eine sachliche Kontinuität besteht aber gerade nicht:

Die Gewissheit des Glaubens löst den Zweifel ab, ohne aus dem Zweifel hervorzugehen. Und an dem Übergang vom einen zum anderen ist der Mensch so wenig beteiligt, dass er ihn rückblickend nur sehr unvollkommen beschreiben kann. Der Gläubige weiß nicht wirklich, wie er zu seiner Gewissheit kam, weil er sie nicht selbst gedanklich hergeleitet hat, sondern von Gott in den Zustand der Gewissheit versetzt wurde. Die Frucht der Gewissheit fiel nicht von dem Baum, den der Mensch schüttelte, sondern von einem anderen. Und es ist von größter Bedeutung, den Bruch zwischen dem vergeblichen Bemühen einerseits und dem unerwarteten Erfolg andererseits bewusst wahrzunehmen. Denn wo er ignoriert oder überspielt wird, muss sich das Gespräch von Skeptikern und Glaubenden in endlosen Scheingefechten verlieren:

Der Glaubende hat natürlich den Wunsch, dem Skeptiker seine Gewissheit mitzuteilen und sie ihm zugänglich zu machen. Doch an was soll er appellieren, wenn nicht an das Erkenntnisvermögen seines Gegenübers? Er erzählt von religiösen Erfahrungen und argumentiert für seinen Glauben (partizipativ, rational, funktional, historisch etc.). Der Skeptiker aber muss das so verstehen, als solle die Glaubensgewissheit, die ihm fremd ist, argumentativ hergeleitet werden. Er wehrt das ab und weist darauf hin, dass ihn weder sein Denken noch seine Erfahrung zwingend zu solcher Gewissheit führen. Er unterstellt im Gegenzug, dass der Glaubende sich eine Gewissheit einbilde, die er gar nicht haben könne. Der Glaubende aber versteht nicht, warum er nicht verstanden wird, usw., usw.

Solche Gespräche drehen sich im Kreise, weil beide Seiten ignorieren, was wir im Folgenden den „Bruch“ nennen: Dem Glauben ist nicht die Evidenz des Denkens eigentümlich, sondern die des Glaubens, wie auch dem Denken nicht die Evidenz des Glaubens eigentümlich ist, sondern die des Denkens. Wäre das allen Gesprächspartnern klar, müsste der Skeptiker nicht ständig wiederholen, dass Vernunftgebrauch und Gefühl ihn nicht zur Glaubensgewissheit führen. Und der Glaubende könnte aufhören, seine Gewissheit krampfhaft mit einem Sammelsurium von Gottesbeweisen, religiösen Erlebnissen und Wahrscheinlichkeitsargumenten zu stützen. Denn allen wäre bewusst, dass Glaubensgewissheit gar nicht auf derartigem beruht. Mit den Worten Jesu gesagt: *„Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch; und was vom Geist geboren ist, das ist Geist.“* (Joh 3,6). Folgt daraus nicht von selbst, dass menschliches Forschen die Wirkweise des Heiligen Geistes nicht ergründen kann? *„Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist es bei jedem, der aus dem Geist geboren ist.“* (Joh 3,8).

Wenn Kritiker und Verteidiger des Glaubens das akzeptierten, erreichte ihr Gespräch augenblicklich eine höhere Ebene. Solange sie aber den „Bruch“ ignorieren, bleibt es bei der alten Misere: Die Kritiker kritisieren ein Zerrbild des Glaubens, weil sie Gewissheit des Denkens suchen, wo Gewissheit des Glaubens waltet. Und die Bekenner verteidigen ihren Glauben mit ungeeigneten Mitteln. Man führt einen aussichtslosen Kampf, weil beide Parteien ohnmächtig sind im Angriff und unüberwindlich in der Verteidigung: Da ist keine Frage, die nicht irgendwie zu beantworten, und keine Antwort, die nicht zu hinterfragen wäre. Der Diskurs führt nie

zu einem Ergebnis. Und woran das liegt, ist leicht zu sehen: Die Maßstäbe mit deren Hilfe geprüft werden soll, welche Weltanschauung als „begründet“ gelten darf, sind offenkundig davon abhängig, welche Weltanschauung der Prüfende vertritt. Es gibt diesbezüglich keine allgemeingültigen Maßstäbe, so dass es nicht verwundert, wenn jede Weltanschauung ihren eigenen genügt – denen der anderen aber nicht. Kriterien für Weltanschauungen sind Bestandteil von Weltanschauungen und können jederzeit so gewählt werden, dass sie bestätigen, was man voraussetzt.

Wäre es anders, hätte die Philosophiegeschichte wohl längst zu einem Konsens geführt. Doch in Wahrheit bleiben Fische auch dann Fische, wenn man ihnen beweist, dass es kein Wasser gibt – und werden deshalb nicht zu Vögeln. Die einen Entrinnen nicht ihren Zweifeln. Und die anderen nicht ihrer Gewissheit. Wenn aber weder das eine noch das andere auf Bosheit oder Dummheit zurückzuführen ist, könnten dann nicht Fische und Vögel damit aufhören, sich ihre Andersartigkeit wechselseitig vorzuwerfen?

Auf den ersten Blick scheint der „Bruch“ nur etwas Negatives zu bezeichnen, insofern Glaubensgewissheit durch menschliches Erkenntnisstreben nicht zu erlangen ist. Die am Gespräch Beteiligten neigen dazu, darin eine Schwäche des Glaubens zu sehen, die sie – je nach Standpunkt – ausnutzen oder kompensieren möchten. Doch kann man den Sachverhalt positiver bewerten, wenn man erkennt, dass es dem Menschen heilsam ist, in seine Neugier frustriert zu werden. Die Frage nach Gott soll ohne eine Wandlung des Fragenden nicht beantwortet werden, denn das menschliche Erkenntnisstreben könnte nicht zum Ziel kommen, ohne zugleich die menschliche Egozentrik zu bestärken.

Der Skeptiker sagt: Ich mache mir ein Bild. Ich verschaffe mir Klarheit. Ich will mich von etwas überzeugen. Ich will entscheiden, welche Rolle Gott in meinem Leben spielen soll. Ich suche mir mein Lebenskonzept. Ich mache mein Verstehen und Fühlen zum Maßstab der Bewertung. Gott aber kann diese Haltung unmöglich bestärken, wenn er zum Menschen in Beziehung treten will – und lässt darum menschliche Projekte der Gotteserkenntnis scheitern. Der Stolz des sich selbst missverstehenden Menschen muss in der tiefen Kluft zwischen Erkenntnis und Glaube zerbrechen, damit die Rollenverteilung zwischen Gott und Mensch umgekehrt und vom Kopf auf die Füße gestellt werden kann:

Der Mensch will sich eine Weltanschauung nach Belieben wählen – Gott aber überwindet ihn zu seiner alternativlosen Wahrheit. Der Mensch will Gott vorsichtig betasten – Gott aber packt ihn. Der Mensch will Gott denkend durchschauen – Gott aber durchschaut ihn. Der Mensch will eine Religion, die ihm „passt“ – Gott aber macht sich den Menschen „passend“. Der Mensch will sich Gottes vergewissern – Gott aber vergewissert sich des Menschen. Am Ende hat nicht der Mensch Gott „im Griff“, sondern Gott den Menschen. Doch anders könnten die beiden nie zueinander finden. Denn wenn der Mensch darauf besteht, in der Beziehung zu Gott souverän sichtigend und entscheidend zu bleiben, es aber zum Wesen Gottes gehört, das in der Beziehung zu ihm niemand souverän sichtigend und entscheidend sein kann, wird die Beziehung nie zustande kommen. Es gibt hier nur zwei Möglichkeiten:

Entweder hat der Mensch eine von ihm selbst kontrollierte Beziehung zu einer bloßen „Idee“ Gottes (also zu etwas, das weniger ist als Gott), oder er wird (wenn er wirklich in Beziehung zu Gott steht) dabei seine Souveränität einbüßen. Dass aber Gott Gott bleibt – und zugleich der Mensch Herr der Lage – ist eine bis in Ewigkeit unerfüllbare Forderung. Gott gegenüber gewinnt nur, wer besiegt wird. Wem Gott aber nicht die Gnade erweist, ihn zu besiegen und zu entwaffnen, der reitet in der schimmernden Rüstung seines „Erkennens“ immer weiter ins Leere, und merkt nicht einmal, dass er unbesiegt auf ewig verloren hat.

Die Notwendigkeit des „Bruches“ lässt sich also verstehen. Und doch löst er Ratlosigkeit aus. Denn wenn man ihn leugnet, ergeben sich unerfreuliche Konsequenzen. Und wenn man ihn anerkennt auch. Leugnet man den „Bruch“ und unterstellt, Glaubensgewissheit müsse sich aus menschlichen Erkenntnisbemühungen ergeben, so werden die Kritiker das Falsche kritisieren, die Glaubenden das Falsche verteidigen und die Suchenden auf den falschen Wegen suchen. Doch wenn der „Bruch“ wahrgenommen und anerkannt wird, ergibt sich eine ebenfalls unbefriedigende Situation, weil dann der menschliche Einfluss auf das Entstehen von Glaubensge-

wissheit äußerst gering ist. Sie kann durch menschliches Bemühen weder entscheidend gefördert noch entscheidend gehindert werden. Diesbezüglich sind die Propagandisten beider Seiten machtlos – und haben Schwierigkeiten, das hinzunehmen.

24. Folgerungen hinsichtlich der Glaubenden

Welche Schlussfolgerungen kann der Glaubende ziehen, wenn ihm der „Bruch“ zwischen dem menschlichem Erkenntnisstreben und der von Gott gewirkten Gewissheit bewusst wird? Zunächst wird er entdecken, dass sich auf der Ebene von Skepsis und Gewissheit wiederholt, was ihm auf der Ebene von Schuld und Gerechtigkeit bereits geläufig ist. Denn das Verhältnis der menschlichen Denkbemühungen zur von Gott gewirkten Glaubensgewissheit entspricht genau dem Verhältnis der „guten Werke“ zur Rechtfertigung des Sünders:

Die „guten Werke“ sind an sich etwas Positives, von Gott Gefordertes. Aber das Bemühen um „gute Werke“ wird kontraproduktiv, wenn der Mensch meint, sich durch moralische Anstrengung die Seligkeit zu verdienen. Das Bemühen um eine „eigene“, vorweisbare Gerechtigkeit tritt dann in Konkurrenz zu dem, was Christus durch seinen stellvertretenden Tod für den Sünder getan hat. Der Mensch strebt eigenmächtig nach Gerechtigkeit, um der Gnade nicht zu bedürfen. Er arbeitet daran, sich selbst zu erlösen und sich mit „guten Werke“ gegen Gott zu behaupten, reitet sich damit aber immer tiefer hinein und entfremdet sich Gott umso mehr. Denn in Wahrheit kann der Sünder nur dadurch zum Gerechten werden, dass er im Glauben an der „fremden“ Gerechtigkeit Christi Anteil gewinnt und ihretwegen – ohne eigenes Verdienst, allein aus Gnade – gerecht gesprochen wird. Nach diesem Freispruch soll er durchaus noch gute Werke tun, um seinen Mitmenschen damit zu dienen – soll aber für seine Erlösung keinen Finger mehr rühren. Denn dieses Problem hat Gott für ihn gelöst.

Auf die Ebene von Skepsis und Gewissheit übertragen, ergibt sich ein ganz ähnliches Bild: Das menschliche Erkenntnisvermögen ist an sich etwas Positives, und Denkbemühungen sind von Gott durchaus gefordert. Aber das Streben nach Gotteserkenntnis wird kontraproduktiv, wenn der Mensch meint, sich durch intellektuelle oder emotionale Anstrengung Glaubensgewissheit verschaffen zu können. Das Bemühen um religiöse Erfahrungen, theologische Argumente und historische Tatsachen tritt dann in Konkurrenz zu dem, was der Heilige Geist durch sein stellvertretendes Wirken im Menschen für den Zweifelnden tun will.

Der Mensch strebt eigenmächtig nach Evidenz und Sicherheit, um Gottes Wort nicht ungeprüft vertrauen zu müssen. Er fordert Zeichen und Beweise, die den Glauben nicht nur stützen, sondern faktisch ersetzen sollen. Er will Gott begreifen, statt von ihm ergriffen zu werden. Er will seine geistig-geistliche Souveränität wahren, um vor Gott und der Welt nicht töricht zu erscheinen. Er reitet sich damit aber immer tiefer hinein und entfremdet sich Gott umso mehr.

Denn in Wahrheit kann ein Zweifler nur dadurch Gewissheit erlangen, dass Gottes Geist in seinem Geist tätig wird und stellvertretend in ihm glaubt, so dass der Mensch von seinen Zweifeln frei wird, obwohl seine Erkenntnisbemühungen scheitern. Nachdem ihm Glaubensgewissheit geschenkt wurde, soll der Mensch durchaus nach nützlicher Erkenntnis streben – soll aber zur „Absicherung“ seines Glaubens keine Sekunde mehr grübeln. Denn dieses Problem hat Gott für ihn gelöst.

Alles missrät, wenn der Glaubende seine Gewissheit für ein Resultat eigener Bemühungen hält, statt sie sich schenken zu lassen. Denn Verstand und Gefühl sind in göttlichen Dingen so inkompetent, dass der Mensch das Ziel der Gewissheit nicht nur nicht erreicht, sondern dieses Ziel, je mehr er dem eigenen Erkennen zutraut, um so sicherer verfehlt.

Verworfen wird damit aber nicht das menschliche Erkenntnisvermögen als solches, sondern verworfen wird nur der Missbrauch, der entsteht, wenn man es zweckentfremdet und auf einen ungeeigneten Gegenstand anwendet. Es ist gut und brauchbar für Vieles, ist aber untauglich, wenn es sich Gottes bemächtigen will, wie auch die „guten Werke“ nicht an und für sich verkehrt sind, sondern nur, wenn man meint, sich damit den Himmel zu verdienen.

Nötig ist also ein Akt der Bescheidung, in dem der Mensch akzeptiert, dass in der Beziehung zu Gott alles nur durch Gott geschehen kann. Nötig ist, dass der Mensch Gott überlässt, was er

selbst sowieso nicht vermag, um künftig nicht mehr klug zu sein aus sich selbst und für sich selbst, sondern nur noch klug zu sein in und durch Gott. Er kann dann darauf verzichten, sich und sein Dasein verstehend zu begründen, denn Gott reißt ihn aus den geistigen Kreisbewegungen heraus und gründet den Menschen jenseits des Menschen in Gott, um ihm dort Anteil zu geben an der Gewissheit mit der Gott um sich selbst weiß.

Wer sich das klar macht, kann mit großer Gelassenheit auf das schauen, was wir die partizipative, rationale, funktionale, sensitive und historische Vergewisserung genannt haben, denn ein Glaube, den menschliches Erkennen nicht begründen muss, wird durch Mängel des menschlichen Erkennens auch nicht zu Fall gebracht. Es ist aus dieser Richtung weder ein Beweis des Glaubens noch eine Widerlegung zu erwarten. In freier Anlehnung an Sätze Martin Luthers können wir sieben zusammenfassende Sätze formulieren:

1. Die Vernunft, die größte Gabe des Menschen, kann ihm nicht zu gewisser Erkenntnis der Wahrheit verhelfen, selbst wenn er mit Hilfe seiner natürlichen Neugier bis in Ewigkeit forscht. Ja, was den Glauben betrifft, kann das menschliche Erkenntnisstreben sogar ein Hindernis sein.
2. Nicht in dem Sinne ist das menschliche Erkenntnisstreben ein Hindernis, dass es verboten oder an sich verwerflich wäre. Aber es ist in Glaubensdingen nichts nütze. Denn wenn der Mensch über Gott denkt, was ihm zu denken möglich ist, produziert er Irrtum und Lüge.
3. Die Selbstbezeugung Gottes hingegen, die durch das biblische Wort und den Heiligen Geist geschieht, wann und wo es Gott gefällt, ist – wenn sie auch gar nicht beweiskräftig scheint – dennoch der Weg zur Wahrheit.
4. So reden, das heißt nicht, dem Menschen Anlass zur Verzweiflung geben, sondern ihn zur Demut rufen, damit er die Erleuchtung durch den Geist Gottes suche. Doch ganz gewiss muss ein Mensch an seinem Denken zweifeln, um für die Erleuchtung durch den Geist Gottes bereit zu werden.
5. Menschliche Weisheit ist an sich nicht schlecht, und die Vernunft, als herrliche Gabe Gottes, ist auch nicht zu fliehen; aber ohne den Beistand des Hl. Geistes missbraucht der Mensch das Beste zum Schlimmsten.
6. Mit Recht könnte man Gottes Gedanken „wirkend“ nennen und unsere Glaubensgedanken „gewirkt“ und somit sagen, dass dank der wirkenden Gedanken die gewirkten Gedanken Gottes Wahrheit treffen.
7. Nicht der findet Gewissheit, der viel grübelt, sondern wer ohne Grübeln viel an Christus glaubt.

Steckt in alledem eine Feindschaft gegen die Vernunft? Nein. Denn falsch ist nicht die Vernunft, sondern falsch ist nur der Gebrauch, den man von ihr macht, wenn man verlangt, sie solle leisten, was zu leisten sie nicht geschaffen wurde. Nimmt man einen Regenschirm, stößt ihn in die Luft und sagt: „Das ist ein schlechtes Schwert“? Kauft man ein Telefonbuch und beschwert sich, dass keine Gedichte drin stehen?

Genauso handelt, wer menschliches Erkennen nach Gott befragt. Denn wenn er keine befriedigende Antwort erhält, besagt das nicht, dass Gott nicht da wäre, oder die Vernunft unnützlich, sondern es besagt nur, dass Gott nicht durch die Vernunft zugänglich wird. Der Fehler liegt bei dem, der mit Pfeil und Bogen den Mond vom Himmel zu schießen versucht. Er muss lernen, die Mittel dem Ziel gemäß zu wählen und die Methode gemäß dem Gegenstand. Für das, wofür die Vernunft geschaffen ist, taugt sie nämlich ganz hervorragend.

25. Folgerungen hinsichtlich der Kritiker

Kritiker des Glaubens sind oft der Meinung, sie könnten dem Glauben einen schweren Schlag versetzen, wenn sie nachweisen, dass er sich nicht aus dem Denken ergibt. Aber was ist das für ein seltsamer Triumph, wenn man dem Apfel beweist, er sei nicht auf einem Kirschbaum gewachsen? Bekennt er nicht ganz offen, keine Kirsche zu sein?

Die Christenheit hat nie behauptet, die Wahrheit ihres Glaubens mit den Mitteln menschlichen Erkennens demonstrieren zu können, sondern hat ihre Gewissheit stets auf das Wirken des Heiligen Geistes zurückgeführt. Der „Bruch“, der das menschlich-eigenmächtige Erkenntnisstreben vom Gottesgeschenk der Glaubensgewissheit trennt, konnte gar nicht in Vergessenheit geraten, weil er im Neuen Testament ganz offen angesprochen wird:

Der Glaube steht nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft (1.Kor 2,5). Niemand weiß, was in Gott ist, als allein der Geist Gottes (1.Kor 2,11), der natürliche Mensch vernimmt nichts davon (1.Kor 2,14). Der Geist selbst muss den Gläubigen Zeugnis geben, dass sie Gottes Kinder sind (Röm 8,16). Gott selbst schenkt Gewissheit – und der Glaubende weiß, dass er seine Überzeugung nicht hervorgebracht oder herbeigedacht, sondern empfangen hat.

Nur fragt sich, wann endlich auch die Kritiker des Glaubens auf diesem Niveau der intellektuellen Selbstrelativierung ankommen. Denn es würde das Gespräch sehr erleichtern, wenn auch die Atheisten, Materialisten, Nihilisten und Wissenschaftsgläubigen ihrerseits vom Bruch im eigenen Denken und von der Unableitbarkeit ihrer Gewissheiten wüssten.

Es mag überheblich klingen. Aber die Glaubenden sind an diesem Punkt weiter als ihre Kritiker, weil die Einsicht in die eigene weltanschauliche Inkompetenz Bestandteil ihres weltanschaulichen Systems ist. Die Glaubenden wussten schon immer, dass nicht der Mensch die Wahrheit ergreift, sondern die Wahrheit den Menschen. Sie machen auch kein Geheimnis daraus, sondern bekennen offen, dass Glaubensgewissheit dem menschlichen Erkenntnisstreben nicht erschwinglich ist.

Dass der Glaube sich damit aber eine Blöße gäbe, ist nicht einzusehen. Denn die Relativierung der Vernunft ist vernünftig. Sie ergibt sich aus der Anwendung des kritischen Verfahrens auf das kritische Verfahren selbst. Und das Ergebnis lautet: Menschliches Erkenntnisstreben führt ebenso wenig zur Glaubensgewissheit, wie zu irgendeiner anderen weltanschaulichen Gewissheit. Das aber festzustellen, kann für die Kritiker kein Triumph sein. Denn diesbezüglich sitzen sie mit den Glaubenden in einem Boot.

Auch um die Wahrheit von Atheismus, Materialismus oder Relativismus kann man nicht im strikten Sinne „wissen“ – man muss dran „glauben“. Die Skeptiker sind also von der weltanschaulichen Skepsis nicht weniger betroffen als die Christen. Die aber sind insofern weiter, als sie gar nicht behaupten, die Skepsis auf dem Wege des Beweises überwinden zu können. Die Kritiker halten sich ihre nüchterne Rationalität zu gute. Doch was ist in diesem Fall rational? Ist es rationaler, wenn einer weiß, dass er glaubt, oder wenn einer glaubt, dass er wüsste? Ist es rational, einer Weltanschauung ihre „Unbeweisbarkeit“ als Makel anzurechnen, wenn dieser Makel genauso der eigenen und jeder anderen weltanschaulichen Position anhaftet?

Kein Mensch kann sich auf das beschränken, was er weiß, weil er im strikten Sinne gar nichts weiß. Handelt er dennoch auf der Grundlage von weltanschaulichen Überzeugungen (weil ihm nichts anderes übrig bleibt, als sein Dasein irgendwie zu deuten), so sind es allemal „unbewiesene“ Überzeugungen. Selbst der Atheist und Materialist muss an seinen Atheismus und Materialismus „glauben“. Und der Agnostiker, der die Gottesfrage offen lässt, „glaubt“ zumindest an die Weisheit dieser unentschiedenen Position.

Absurd wird es aber, wenn der Nicht-Glaubende dem Glaubenden vorwirft, er behaupte zu wissen, was er nicht wissen kann. Denn (erstens) ist es genau das, was der Nicht-Glaubende tut, wenn er die Existenz Gottes bestreitet. Und (zweitens) behauptet der Gläubige gar nicht, dass er weiß, sondern dass er glaubt.

Wenn die Kritiker also den Nachweis führen, dass menschlicher Vernunft die Erkenntnis Gottes ein für allemal versagt bleibt, so versetzen sie der Religion keinen schweren Schlag, sondern entdecken bloß, was die Religiösen schon immer wussten. Oder kann man einer Lehre vorwerfen, sie sei der Vernunft nicht erschwinglich, wenn diese Lehre selbst diese Einsicht einschließt und von sich selbst sagt, sie sei der Vernunft nicht erschwinglich?

Es ist höchste Zeit, das Gespräch auf eine höhere Ebene zu bringen. Die Kritiker wiederholen immerzu, dass die Glaubenssätze, die Christen für wahr halten, nicht auf den dem Menschen zur Verfügung stehenden Wegen als wahr erwiesen werden können. Eben das aber sagen die Gläubigen auch. Und strittig kann nur die weiterführende Frage sein, ob denn eine Gewissheit, die nicht auf den dem Menschen zur Verfügung stehenden Wegen (sondern auf anderen) er-

langt wurde, Anspruch auf Wahrheit erheben darf.

Ist eine Überzeugung nur dann legitim, wenn man sie durch menschliches Erkenntnisstreben erworben hat – und sie anderen zwingend demonstrieren kann? Ist der Mann, der nachts als einziger die Wölfe heulen hörte, schon deshalb im Unrecht, weil er nicht reproduzieren kann, was die anderen verschlafen haben? Kann man dem Apfel vorwerfen, dass er auf einem Apfelbaum wuchs, solange er sich nicht als Kirsche ausgibt? Ist der Skeptiker berechtigt, die Möglichkeit von Glaubensgewissheit zu leugnen, nur weil sie ihm nicht gegeben ist? Es gibt keinen Grund, das zu bejahen. Und die Position der Kritiker reduziert sich damit auf die wenig überzeugende Forderung, dass dort, wo sie selbst blind sind, auch alle anderen nichts sehen dürfen.

26. Folgerungen hinsichtlich derer, die Beweise fordern

Neben den engagierten Befürwortern und den engagierten Kritikern des Glaubens gibt es die große Gruppe derer, die sich zwar vorübergehend für Glaubensfragen interessieren, diese aber schnell wieder fallen lassen, wenn die Antworten nicht ihren Vorstellungen entsprechen. Sie fordern Wunder, Zeichen und Beweise. Doch wo die fehlen, wenden sie sich gelangweilt ab. Und Gott lässt sie gehen. Er läuft nicht hinterher. Denn er hat kein Geheimnis daraus gemacht, auf welchem Wege er erkannt werden will. Wenn der Mensch aber andere Wege geht – ist es dann Gottes Schuld, wenn diese Wege nirgendwo hin führen?

In Verkennung seiner Lage schwingt sich der Mensch zum Richter auf und fordert, Gott möge sich vor den Schranken der menschlichen Vernunft rechtfertigen. Der Mensch will sichten und prüfen, ob Gott Anspruch hat, Gott zu sein. Gott aber reagiert schlicht damit, dass er den Menschen gewähren lässt. Und mehr als das muss er auch nicht tun.

Denn der Mensch erfährt dann ganz von selbst, wie weit er kommt. Gott tritt ihm nicht entgegen und hält ihn nicht auf. Er lässt den Menschen laufen, wohin er will. Er schweigt auf alle Anklagen. Doch gerade darin vollzieht Gott sein Gericht. Denn was der Mensch sich auf diese Weise einhandelt – an Verwirrung und weltanschaulicher Orientierungslosigkeit – das ist das Gericht.

Der überhebliche Mensch, der die Alleinherrschaft seiner Vernunft fordert, wird von Gott der Alleinherrschaft seiner Vernunft überlassen – und zugleich der heil-losen Verwirrung, die aus ihr resultiert. Denn der Mensch, der nur sich selbst vertrauen will, und dann mit Schrecken feststellt, dass er sich selbst am wenigsten trauen kann, findet aus der Kreisbewegung seines Misstrauens nicht mehr heraus. Er zweifelt sich um Kopf und Kragen, sobald er kritisch erkennend seine Fähigkeit zum kritischen Erkennen in Frage stellt. Und Gott hat es nicht nötig, Sanktionen dagegen aufzufahren, weil die menschlichen Versuche der Selbstbegründung ganz von allein ins Leere laufen.

Der Mensch, der nur sich selbst vertraut, bestraft sich selbst, weil er sich in seiner Egozentrik selbst blockiert. Die Autonomie seines Erkennens erweist sich als Haltlosigkeit. Und verwundern kann das niemand. Denn es wiederholt sich damit auf der Ebene von „Zweifel und Erkenntnis“ nur das, was ganz ähnlich auch auf den Ebenen von „Tod und Leben“ bzw. „Schuld und Gerechtigkeit“ stattfindet:

Wenn das Geschöpf sein Leben nicht vom Schöpfer empfangen und ihm verdanken, sondern sich selbst verschaffen und gewährleisten will, handelt es sich im eigenmächtigen Zugriff auf das Leben den Tod ein. Wenn der Schuldige sich Vergebung und Rechtfertigung nicht um Christi willen zusprechen lässt, sondern sie sich durch „gute Werke“ verdienen will, vermehrt der eigenmächtige Zugriff auf die Gerechtigkeit nur seine Schuld. Und wenn der Unwissende die Wahrheit über Gott nicht von Gottes Geist erfahren, sondern durch Menschengestalt erdenken und herleiten will, steigert der eigenmächtige Zugriff auf die Gewissheit nur die resultierende Verwirrung.

Gerade die „Übergescheiten“ machen sich dabei am schnellsten zum Narren. Dass darin aber unangemessene Härte läge, kann man nicht sagen. Denn Gott hat den Menschen nicht aufgefordert, sein für irdische Dinge taugliches Instrumentarium zweckzuentfremden und auf göttliche Dinge anzuwenden.

Tatsächlich vollzieht sich in der menschlichen Verwirrung ein göttliches Gericht, das der Bibel unter dem Begriff der „Verstockung“ geläufig ist (vgl. z.B. Jes 6,9-10; Jes 29,9-12; Röm 11,8-10; Mk 4,10-12; Joh 12,37-40; Apg 28,24-27). Denn Gott bleibt denen verborgen, die ihn suchen, wo er nicht gefunden werden will. Wer das aber als „Gericht“ nicht ernst nimmt, bloß weil dabei kein Feuer vom Himmel fällt, täuscht sich über die Bitternis und die langfristigen Folgen der „Gottesfinsternis“. Denn Gott will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen verwerfen (Jesaja 29,14 / 1.Kor 1,19): **„Weil die Welt, umgeben von der Weisheit Gottes, Gott durch ihre Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch die Torheit der Predigt selig zu machen, die daran glauben.“** (1.Kor 1,21).

Schon die Zeitgenossen Jesu widerstrebten dem. Sie forderten, er solle sich als Sohn Gottes legitimieren und ihre Zweifel durch Wundertaten zerstreuen. Jesus aber tat ihnen den Gefallen nie. Er musste niemandem etwas beweisen. Und auf die, die Beweise verlangten, konnte er anscheinend gut verzichten. Er sagt: **„Ein böses und abtrünniges Geschlecht fordert ein Zeichen; doch soll ihm kein Zeichen gegeben werden, es sei denn das Zeichen des Jona.“** (Mt 16,4)

Was aber ist das „Zeichen des Jona“? Matthäus deutet das Wort an anderer Stelle als einen Hinweis auf die drei Tage zwischen dem Tod und der Auferstehung Jesu. Sie entsprechen den drei Tagen die Jona im Bauch des Fisches verbrachte. Doch diesen Hinweis hätte vor Ostern niemand verstehen können – und Jesu Gesprächspartner am allerwenigsten. Manchmal wird der Satz auch so gedeutet, dass Jesus selbst das Zeichen sei, so wie Jonas für das Volk von Ninive. Doch in diesem Sinne ist jeder Prophet ein „Zeichen“ – und man fragt sich, warum Jesus von den vielen Propheten ausgerechnet Jona nennen sollte.

Wenn man Jesu Wort aber so deutet, dass „das Zeichen des Jona“ ein Zeichen ist, das Jona nicht war, sondern eines, das er bekam, gerät man erst recht ins Grübeln. Denn welches Zeichen hätte Jona bekommen? Was Jona erfährt ist lediglich, dass er seinen Willen nicht gegen Gottes Willen durchsetzen kann. Das aber erfährt er gleich dreimal: Als Jona übers Meer fliehen will, durchkreuzt Gott seine Pläne durch einen Sturm. Als Jona, statt umzukehren, lieber ertrinken will, durchkreuzt Gott seine Pläne durch den Fisch. Und als Jona auf den Untergang Ninives wartet, um bestätigt zu bekommen, dass das Predigen, zu dem Gott ihn genötigt hat, sinnlos war, da durchkreuzt Gott seine Pläne, indem er die Stadt verschont.

Man erkennt weit und breit kein „Zeichen“ für Jona! Was aber, wenn gerade darin das Zeichen des Jona gelegen hätte, dass er kein Zeichen bekam? Was, wenn Gottes schweigender Widerstand genau das war, was Gott ihm zu sagen hatte? Jona wollte dreimal auf eigene Faust handeln, wollte dreimal seinen Kopf durchsetzen und Recht behalten. Gottes Antwort aber bestand darin, seinen widerspenstigen Propheten dreimal ins Leere laufen zu lassen:

Jona wurde nicht erlaubt, sich Gottes Auftrag zu entziehen. Es wurde ihm nicht erlaubt, in einen nassen Tod zu fliehen. Und es wurde ihm nicht erlaubt, einen bitteren Triumph über Ninive zu feiern: Alle Wege, die Jona ohne Gott gehen wollte, wurden ihm verstellt.

Wenn aber gerade das das „Zeichen des Jona“ wäre, dass Gott schweigt und dem Menschen schweigend die Wege verstellt, auf denen er seiner Bestimmung auszuweichen versucht, wäre dieses „Zeichen des Jona“ dann nicht von höchster Aktualität für unsere skeptische Zeit? Allen Rationalisten, die ihren Glauben davon abhängig machen wollen, dass Gott ihnen Zeichen und Beweise liefert, stellt Jesus das Zeichen des Jona in Aussicht – nämlich Gottes schweigenden Widerstand. Und dieser Widerstand trifft heute eine Gesellschaft, die es den Gegnern Jesu nachtut:

Man will Gott nur Gott sein lassen, wenn er sich vor dem Forum der Vernunft oder des Gefühls legitimiert. Gott aber gibt dem „bösen und abtrünnigen Geschlecht“ kein Zeichen, außer dem Zeichen des Jona, dass sie nämlich auf ihrer Flucht vor Gott nirgendwo ankommen und nirgendwo Ruhe finden. Weil der Mensch Gott nicht hören will, erlebt er, wie Gott so dröhnend schweigen kann. Gottes Verborgenseit ist die Form, in der Gottes Gericht heute ergeht. Eine unbillige Härte liegt darin aber nicht. Denn wer von Gott Zeichen verlangt, wo Gott keine geben will, darf ohne Zeichen in die Irre gehen. Sein einziges Zeichen wird sein, dass Gott seine Wege schweigend durchkreuzt.

Wenn es das ist, was wir heute erfahren, dann ist der Mangel an Gotteserfahrung die wichtig-

te Gotteserfahrung unserer Zeit. Und es fehlt lediglich an Menschen, die diese Erfahrung zu deuten wissen. Denn wo das „Zeichen des Jona“ verstanden wird, da kann es die Wende bringen: Gottes schweigender Widerstand ist bitter ernstes Gericht. Aber Jonas Geschichte zeigt, dass Gottes Gericht dem zum Besten dienen kann, der seine Berechtigung erkennt.

27. Folgerungen hinsichtlich der Suchenden

Den entschlossenen Ungläubigen und den gefestigten Gläubigen fällt es vergleichsweise leicht, den „Bruch“ zwischen menschlichem Erkenntnisstreben und gottgewirkter Gewissheit anzuerkennen. Denn die Ersten wollen die Kluft gar nicht überwinden. Und die Zweiten stehen längst auf der anderen Seite. Doch für die Suchenden, die gern glauben möchten und doch nicht glauben können, scheint darin eine ganz schlechte Nachricht zu liegen, weil es unter diesen Bedingungen keine Methode gibt, Gewissheit zu erlangen.

Der Mensch hat keine Möglichkeit, die Kluft zu überbrücken, wenn Gott es nicht tut. Er kann zwar auf dem Jakobsweg pilgern und zum Kirchentag fahren, kann seinen Urlaub im Kloster verbringen und Meditationstechniken lernen, er kann Theologie studieren, im Gospelchor singen und einen Hauskreis besuchen. Doch all diese (guten!) Aktivitäten verwandeln den Zweifler nicht in einen Gläubigen, wenn Gott ihn nicht verwandelt. Und er hat auch nicht die Freiheit, sich zum Glauben zu entschließen. Denn der Glaube ist nicht des Menschen Werk, sondern Gottes Werk am Menschen. Die Wendung zum Glauben vollzieht sich am Zweifelnden, aber nicht durch den Zweifelnden. Und sie ist daher am ehesten der unwillkürlichen Reaktion auf einen äußeren Reiz vergleichbar. Man denke an Sätze wie: „Die Kälte lässt mich zittern“, „Die Sonne bringt mich zum Schwitzen“ oder „Das Erdbeben macht mir Angst“.

In all diesen Vorgängen ist der Mensch aktiv beteiligt: Er zittert, er schwitzt, er fürchtet sich – und kein anderer. Und doch ist nichts von alledem seine „Tat“ oder sein „freier Entschluss“, weil das Frieren, Schwitzen und Sich-Fürchten seinen Ursprung in etwas hat, das außerhalb der betroffenen Person liegt und sich ihrer Kontrolle entzieht:

Die Kälte ist es, die den Menschen zittern lässt. Die Sonne ist es, die ihn schwitzen macht. Das Erdbeben erschreckt ihn. Und solange der Mensch diesen äußeren Einwirkungen ausgesetzt ist, liegt es nicht in seinem freien Ermessen, ihre Wirkungen abzustellen. Er kann nicht nach Belieben mit dem Zittern oder Schwitzen aufhören, wenn Kälte oder Hitze anhalten. Und auch dass ihn das plötzliche Erdbeben erschreckt, kann er nicht ändern. Er kann versuchen, sich die Angst nicht anmerken zu lassen. Aber er kann nicht verhindern, dass er sie hat. Denn es gibt äußere Ursachen, die in uns Reaktionen hervorrufen und uns beeindrucken – ob wir wollen oder nicht.

Solch ein von außen gesteuerter Vorgang ist der Glaube nun auch: Er ist die innere Wirkung einer äußeren Ursache. Er ist der Reflex, den Gottes Nähe im Menschen hervorruft, wenn Gott das will. Er ist eine Bewegung, die von außen kommt, die aber unser Innerstes mit in die Bewegung hineinnimmt. Unsere Seele bringt aus eigenem Entschluss weder Vertrauen noch Gewissheit hervor. Wird ihr aber Vertrauen „eingeflüßt“, beginnt der Mensch unter der Voraussetzung dieses Vertrauens zu denken und zu handeln. Natürlich „will“ er dann auch glauben. Aber die Bewegung des menschlichen Willens, der sich für den Glauben „entscheidet“, ist nicht Ursache, sondern Wirkung dessen, das Gott sich für diesen Menschen entschieden hat.

Folgt daraus, dass ein Zweifler nichts tun kann, um Gewissheit zu erlangen? Muss resignieren, wer „religiös unmusikalisch“ ist, glauben will und doch nicht glauben kann? Nein. Ihm hilft am ehesten eine Korrektur seiner Erwartungen und seiner Strategie. Denn die Aktivität des Suchenden sollte sich darauf beschränken, die Aktivität Gottes beharrlich zu erbitten – und ihr möglichst wenig im Wege zu stehen:

◆ Wenn Glaube so etwas ist, wie eine Reflektion göttlichen Lichtes im Spiegel des menschlichen Geistes, so ist klar, dass der Spiegel von sich aus kein Licht entzünden und ohne Licht auch nichts reflektieren kann. Die Aktivität des Menschen kann nur darin bestehen, seinen Spiegel zu putzen und zu polieren, damit er bereit ist, das Licht aufzunehmen, sobald es erscheint.

◆ Wenn Glaube so etwas ist, wie der Wind des Heiligen Geistes im Segel eines menschlichen Schiffes, so ist klar, dass die Besatzung des Schiffes den Wind nicht herbeikommandieren und aus einer Flaute keine frische Brise machen kann. Aber die Aktivität des Menschen wird darin bestehen, schon einmal die Segel zu setzen, damit der Wind des Heiligen Geistes hineingreifen kann, wann immer er will.

◆ Wenn Glaube so etwas ist wie ein königlicher Thron im Herzen des Menschen, auf dem nur Gott Platz nehmen darf, so ist klar, dass die Wächter des Thronsaals den König nicht herbeizwingen können, wenn er nicht freiwillig kommt. Aber die Aktivität des Menschen kann darin bestehen, den Gott zukommenden Platz frei zu halten und alles Gesindel davon zu vertreiben, das unrechtmäßig Gottes Platz einzunehmen versucht.

◆ Wenn Glaube darin besteht, dass Gott Gnade und Gewissheit in das Gefäß des menschlichen Geistes gießt, wie Wasser in einen Eimer, so ist klar, dass der Eimer dieses Eingießen nicht erzwingen kann. Aber die Aktivität des Menschen kann darin bestehen, seinen mit Jauche gefüllten Eimer zu leeren, damit Gott keinen vollen (und somit blockierten), sondern einen leeren Eimer vorfindet, den er mit seinen Gaben füllen kann.

Der Suchende hat also durchaus die Möglichkeit, etwas zu „tun“. Denn man kann auf die Weise mit Gott einig werden, dass man die geistliche Armut akzeptiert, die Gott einem auferlegt, statt einen geistlichen Reichtum zu fordern, den er nicht geben will. Statt sich an Gottes Burgtor den Kopf einzurennen, kann man geduldig vor seiner Tür warten, um beharrlich immer wieder anzuklopfen. Statt die eigenen Erwartungen Gott vorzuschreiben, kann man ihm zugehen, dass er das Recht hat, uns ganz anders zu kommen – oder auch gar nicht.

Wer seinen Willen aber in dieser Weise dem Willen Gottes ein- und unterordnet, ist garantiert nicht fern von ihm. Er würde Gottes Nähe gar nicht ersehnen, wenn Gott ihm nicht schon nah wäre. Er darf also um Gewissheit bitten. Und er wird es nicht vergeblich tun. Denn auch als religiöser Stümper ist er kein Stümper mehr, wenn er die Zumutung der Schwäche als Zumutung Gottes aus seiner Hand annimmt:

Ein armer Chassid kommt zu seinem Rabbi. Er ist verzweifelt: »Rabbi, ich kann die vorgeschriebenen Gebete nicht sprechen; ich kann nicht lesen, und die Gebete kann ich nicht auswendig. Was soll ich tun?« Fragt ihn der Rabbi: »Was kennst du von der Heiligen Schrift?« Antwortet der Chassid: »Nur das A, das B, das C...« Sagt der Rabbi: »Sprich mit frommer Seele und inbrünstig das Alphabet. Der liebe Gott wird sich die Buchstaben schon zu einem Gebet zusammensetzen.«

Es ist eine wahrlich bescheidene Rolle, die dem Suchenden hier zugewiesen wird. Und mancher, der voller Eifer ist, würde gerne „mehr“ tun, als ausgerechnet Passivität zu erlernen. Aber genau darin – sich zurückzunehmen, und Gottes Handeln Raum zu geben – liegt der entscheidende Schritt:

Erkennen, dass Gott Intimität verweigert – und dies geduldig akzeptieren.

Nicht haben wollen, was er mich nicht haben lässt.

Nicht fordern, was er nicht geben will.

Nicht reich sein wollen, wo er mich arm sein lässt.

Nicht groß sein wollen in dem, worin er mich klein gemacht hat.

Nicht eingelassen werden – und doch von seiner Tür nicht weggehen.

Keinen Anspruch erheben – und doch die Hoffnung festhalten.

Ihn herzlich begehren – und durch nichts ersetzen.

Die Lücke spüren – und doch den Platz frei halten.

Die Flaute nüchtern sehen – und doch die Segel täglich setzen.

Die seelische Dürre eingestehen – und trotzdem nach den Wolken schauen.

*Kein Licht herbeireden – aber den Spiegel der Seele polieren.
Die Stube fegen – auch wenn der Gast wieder nicht kam.
Den Eimer leeren – auch wenn er ungefüllt bleiben sollte.
Und Gott schon vorab Recht geben in dem, was er mit mir vorhat.*

*Nicht plärren, sondern stille sein vor Gott, und die Schuld bei mir selber suchen.
Nicht glänzen wollen, sondern ihm die Ehre geben.
Damit rechnen, dass jeder Dornbusch brennen kann.
Und sofort bereit sein, die Schuhe auszuziehen.
Die Dummheit, die Gott mir zumutet, jeder Klugheit vorziehen.
Und von dem, was mir gegeben ist, nicht das Geringste mir zugute halten.
Täglich das Gerümpel meiner Gedanken Gott vor die Füße legen.
Und täglich bitten, dass er mich brauchbar mache, wozu immer er will.
Ihn allein gut sein lassen und ihn allein Recht haben lassen.
Selbst aber nur sein wollen, wozu er mich macht.*

*Um keinen Preis mir selbst zu Gott verhelfen.
Sondern Raum geben und Zeit geben, bis er meiner gedenkt.
Denn bin ich der Kleinste in seinem Reich, und bin es willig,
So bin ich darin mit ihm einig, und mit ihm einig zu sein,
In was auch immer, ist das denkbar Größte:
Das Einzige, das gewollt zu werden wert ist.*

28. Dritte Bilanz

Was wird nun aus dem Gespräch der Glaubenden und der Skeptiker? Die erste Schlussfolgerung, die sich aus unseren Überlegungen ergibt, muss wohl sein, dass die Feindseligkeit, mit der das Gespräch geführt wird, fehl am Platze ist. Denn die gegensätzlichen Überzeugungen können weder der Bosheit noch der Dummheit der Anderen zugeschrieben werden. Beschimpfungen sind sinnlos. Und Überredungskünste bewirken nichts. Denn der andere kann die Dinge nicht so sehen wie ich.

Auch wenn es ihm weder an Verstand noch an gutem Willen mangelt, vermag doch der Mensch sich weder gläubig noch ungläubig zu machen. Die Verschiedenheit der Überzeugungen ist schicksalhaft, weil Gott den Zugang zum Glauben nicht jedem öffnet. Bei Gott funktioniert Demokratie eben andersherum: Er ist ein König, der sich sein Volk wählt.

Was aber bleibt dann noch zu tun? Glaubende und Nicht-Glaubende können einander nicht widerlegen. Sie können die Wahrheit ihrer jeweiligen Überzeugung genauso wenig beweisen. Und dass sie einander bekriegen, ist nicht wünschenswert. Soll man also versuchen, dem Mit- und Nebeneinander der Gegensätze die Schärfe zu nehmen?

Das beliebteste Modell der Versöhnung sieht vor, dass man den Gläubigen und den Skeptikern unterschiedliche geistige Sphären zuweist und erklärt, ihre Überzeugungen seien gar nicht vergleichbar (und also auch nicht in Konkurrenz miteinander), weil sich die Partei der Skeptiker allein im Bereich der rationalen Erkenntnis bewege, während die Partei der Glaubenden sich auf Gefühl und Intuition verlasse. Man spricht gern von „unterschiedlichen Zugängen“ und „verschiedenen Ebenen“.

Doch ist das ein untauglicher Versuch der Schlichtung. Denn wir haben gezeigt, dass der Glaube die Vernunft des Glaubenden ebenso einschließt, wie die Skepsis eine Herzensangelegenheit des Nicht-Glaubenden ist. Die Entscheidung, mit Gott zu rechnen oder nicht mit ihm zu rechnen, ist in jedem Fall eine persönlich „gewagte“ Entscheidung – und muss auch in jedem Fall rational verantwortet werden.

Aber treffen Glaubende und Skeptiker vielleicht Aussagen über unterschiedliche Gegenstände? Reden die einen nicht von den harten Tatsachen dieser Welt, während die anderen sich mehr mit Werten, Gefühlen und Beziehungen beschäftigen? Könnte man den Streit nicht schlichten, indem man den einen die äußere Welt überlässt und den anderen die Innerlichkeit, die Sinn-

gebung und das Befinden?

Leider ist auch das ein untauglicher Versuch der Befriedung. Denn Glaube und Nicht-Glaube sind Überzeugungen, die jeweils das Ganze der Wirklichkeit deuten wollen. Wenn Gott ist, dann ist er nicht nur der Gott der Innerlichkeit, sondern auch der äußeren Welt. Eine Sicht der Welt, die von dieser Gottesbeziehung absieht, ist dann nicht nur unvollständig, sondern falsch. Ist Gott aber nicht, so fehlt er nicht bloß der Welt, sondern hat dann auch im Selbstverständnis des Menschen nichts zu suchen. Es wäre eine seltsame Weltanschauung, die den Zusammenhang von Welt, Gott und Mensch derart zerreißen wollte!

Der Versuch, dem Glauben und dem Nicht-Glauben getrennte Bereiche zuzuweisen, scheitert also daran, dass sie beide von derselben Wirklichkeit reden und gleichermaßen Deutungshoheit über die Gesamtheit dieser Wirklichkeit beanspruchen. Sie können nicht schiedlich-friedlich auseinander gehen. Sie müssen konkurrieren, ohne einander argumentativ überwinden zu können.

Und die Frage ist nicht, wie man den Gegensatz entschärft, sondern nur, wie man sinnvoll mit ihm umgeht. Denn der Glaubende und der Nicht-Glaubende stehen an einer Weggabelung. Jeder meint zu wissen, wo es weitergeht. Sie streiten, weil sie einander nicht egal sind. Aber einander zu beschimpfen ist sinnlos. Und Argumente können nichts erzwingen.

Was also werden vernünftige Wanderer tun? Letztlich müssen sie es der Wahrheit selbst überlassen, sich zu enthüllen, indem jeder auf dem Weg voranschreitet, den er für den richtigen hält. Denn dass der eigene Weg zum Ziel führt, kann man nur dadurch beweisen, dass man ihn zu Ende geht.

Einer der Wanderer wird ans Ziel kommen, der andere nicht. Die Wirklichkeit selbst wird entscheiden, was die Diskussion nicht entscheiden konnte. Und ihrem Urteilsspruch, meine ich, können sich beide Seiten klaglos beugen, denn der Wahrheit ist zuzutrauen, dass sie sich langfristig gegen den Irrtum durchsetzt. Sie wird sich selbst die Geltung verschaffen, zu der ihr die Argumente der Streitenden nicht verhelfen konnten.

Es stimmt nämlich nicht, dass Glaubensfragen grundsätzlich „unüberprüfbar“ seien. Sie sind es nur im Moment. Zurzeit mögen die Aussagen des Glaubens und Unglaubens weder zu beweisen („verifizieren“) noch zu widerlegen („falsifizieren“) sein. Doch der christliche Glaube kann sehr genau angeben, wodurch sein Wahrheitsanspruch einst „verifiziert“ oder „falsifiziert“ werden wird. Denn er geht davon aus, dass der Sinn der Geschichte an ihrem Ende auf unwidersprechliche und eindeutige Weise enthüllt wird, so wie sich der Sinn eines spannenden Romans erst auf der letzten Seite ganz erschließt:

Bei der Wiederkunft Christi werden die Toten auferstehen zum jüngsten Gericht und Gott wird seine Schöpfung vollenden. Sobald das stattfindet, ist der christliche Glaube vor aller Augen „verifiziert“. Und wenn es niemals stattfindet, ist er „falsifiziert“. Die Wahrheit kommt in jedem Fall ans Licht.

Dass menschliche Neugier dem nicht vorgreifen kann, mag man ärgerlich finden. Mancher würde gern schon vorab die letzten Seiten des Romans lesen und das Ende vorwegnehmen. Doch ist es sachgemäß, wenn Gott überlassen bleibt, wann er den letzten Beweis seiner Wahrheit antreten will. Über kurz oder lang wird die argumentative Pattsituation zwischen Gläubigen und Ungläubigen enden. In dem, was dann kommt, sind die persönlichen Chancen allerdings ungleich verteilt:

Sollte der Atheist Recht haben, der nach seinem Tod „nichts“ erwartet, wird er nicht mehr da sein, um seinen Triumph zu feiern. Und der Christ wird in diesem Falle seine Niederlage nicht bedauern müssen, weil er sie nicht erlebt. Sollte hingegen der Christ Recht behalten, so kann er die herrliche Bestätigung seines Glaubens mit Jubel begrüßen, während der Atheist nur aufersteht, um seinen Irrtum zu erkennen. Eine Bilanz dieser Möglichkeiten zu ziehen, bleibt jedem überlassen. Sie ist für den Atheisten eher ungünstig. Aber dafür kann ich nichts.

Nachwort

Vielleicht hat jemand den Eindruck, dieses Buch treibe großen gedanklichen Aufwand, nur um zu zeigen, dass gedanklicher Aufwand in Glaubensdingen nichts ausrichtet. Und vielleicht fragt man sich, warum der Autor so ausführlich argumentiert, wenn Argumente zur Gewissheit des Glaubens so wenig beitragen. Doch kann man mit den Mitteln der Aufklärung immerhin einiges beitragen zur Aufklärung über die Grenzen der Aufklärung. Und eben das war mein Ziel.

Wenn der Leser nun aber unsicher sein sollte, ob er es klar genug verstanden hat, so gräme er sich nicht. Denn ich bin keineswegs sicher, dass ich es klar genug gesagt habe. Mag sein, dass Schreiber und Leser aneinander zu Narren geworden sind. Doch man bekümmere sich deswegen nicht. Denn Gott ist inmitten unserer Narrheit klug genug für uns beide.

T. G.